Bibliothek
auserlesener
Romane und Erzählungen
Deutschlands.

Neunter Theil.

Enthaltend: Das Münchener Gold-Gretchen. Theodor oder die Peruvianer.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger.
1828.

Johann v. Nepomuk
und das schöne
Gold = Gretchen
von München.

Eine Erzählung von Friedrich Bruckbräu.

Am 15. Mai des Jahres 18—, am Vorabende des heiligen Johannes von Nepomuk, lag vor dem Altare desselben in der Frauenkirche zu München, andächtig betend, Gold-Gretchen, das schönste Bürgermädchen der Hauptstadt. Sie war erst 18 Jahre alt, eine doppelte Waise, und diente in dem ersten Gasthofe, dessen Besitzer ein Stiefbruder ihrer verstorbenen Mutter war, wo sie seit ihrem neunten Jahre alle Vortheile des sorgfältigen Unterrichts genossen hatte, den der eitle Vater seinen zwei Töchtern geben ließ. Diese beiden, übrigens gutmüthige Wesen waren bestimmt, dereinst das große Vermögen ihres Vaters mit einem vornehmen Gatten zu theilen. Das beste Mädchen verzeiht der besten Freundin Alles, nur nicht den Vorrang

äußerlicher Reize. So ging's auch hier. Gretchen blühte zur holden Jungfrau empor. Glänzend schwarze Locken umschatteten das regelmäßige Oval ihres Antlitzes; Rosen und Lilien trugen auf ihren unentweihten Wangen die Hausfarbe der Unschuld zur Schau, nnd ein Paradies leuchtete aus ihren wunderschönen Augen, welche die Begeisterung des unsterblichen Petrarca erklärten, womit er zwanzig Jahre lang die schönen Augen seiner geliebten Laura besang. Ein hellblaues Miederchen mit Silberspangen schmiegte sich, von einer quergeschlungenen Silberkette gehalten, vertraulich an den Busen, den ein goldgerändetes, regenbogenfarbiges Seidentüchlein züchtig verhüllte. Um den blendend weißen Hals schlangen sich in vier Reihen tief dunkle Korallen, wie glühende Himmelsstreifen der ersten Frühlingsmorgensonne, und an einer fein gezackten Stahlkette hieng ein zierlich geformtes Malteserkreuz, dessen Mitte ein doppeltes Engelsköpfchen schmückte. Tief nnter des Busens Umhüllung, an einem grün und roth seidenen Bande, Hoffnung und Liebe verkündend, hing still verborgen eine kleine goldene Scheinuhr, deren bewegungslose Zeiger nur die Stunde bezeichneten, in welcher sie jene Locke von ihrem geliebten Wilhelm zum Unterpfande ewiger Liebe erhalten hatte, die eine geheime Springfeder dem uneingeweihten Auge verbarg. Von ihrem Haupte strahlte ein goldenes Riegelhäubchen, gleich einer Glorie, daher sie die Gäste nur im

mer ihr Gold-Gretchen nannten; Andere aber betheuerten, daß sie diesen Namen vielmehr ihres Herzens wegen verdiene, das reinwie Gold war.

Wilhelm war mein bester Freund, ein hübscher junger Mann mit dunkelblonden Haaren und blauen Augen. Seine gerade, anstandvolle Haltung trug eher das Gepräge eines kühnen Soldaten, als eines gemüthlichen Künstlers; denn er lebte damals als Porträtmaler in München, und hatte immer vollauf zu thun. Damen vertrauten ihm vorzugsweise ihr Gesichtchen an, obgleich nie eine sich rühmen durfte, auf ihn einen besondern Eindruck gemacht oder Schmeicheleien, als Vorläuferinnen der Liebe, von seinen Lippen vernommen zu haben, die bei seiner Schwermuth selten dem Anfluge eines leisen Lächelns sich erschloßen. Die verborgenen Keime dieses Ernstes in der Blühte des Lebens, die Verhältnisse seines väterlichen Hauses, seine Herkunft, seine Vermögensumstände, seine Aussichten in die Zukunft u. s. w., waren mir gänzlich unbekannt, auch hielt ich es nie für wesentlich nothwendig, in sein Inneres mit zudringlicher Neugierde zu schauen. Vertrauen ist eine zarte Pflanze, die nur an den milden Strahlen redlicher Herzen gedeihet; wie die überreife Frucht vom Baume fällt, so lösen sich Geheimnisse vom Herzen los, sobald sie reif zur Mittheilung sind. Warum mit vorlauter Ungeduld den Fall der unrei=

fen Frucht beschleunigen? Ist doch das Herz des Menschen einziges Asyl, wohin er sich aus dem sturmbewegten Leben, wie in eine friedliche Klause, flüchtet, wo er wachet und träumet, wo er denket und fühlet, wo er lebend stirbt, oder sterbend lebet; wo sein Richter ist, und sein Himmel und seine Hölle.

Gleiche Neigung für Poesie hatte uns zuerst einander genähert. Die Akademie der bildenden Künste hatte eine Kunstausstellung veranstaltet, bei welcher ein Miniaturbild, eine junge überaus schöne Dame, mit hinreißender Kunst gemalt, die Blicke aller Beschauer fesselte. Ergriffen von diesem herrlichen Gemälde, dichtete ich ein Sonnett, in die Glut der Liebe getaucht, das in einer öffentlichen Zeitschrift unter meinem Namen erschien. Er besuchte mich und dankte mir herzlich für die gütige Anerkennung seines, wie er sich ausdrückte, noch unausgebildeten Talentes. Bald erwiederte ich diesen Besuch, und staunte über die Menge trefflicher Gemälde. Mitten unter den Uebrigen hing eines, von einem grünseidenen Schleier verhüllt. Ich bat ihn, mir dieß geheime Bild zu zeigen. Noch sah es Niemand, antwortete Wilhelm, doch Sie werden mich gewiß nicht verkennen. Der Schleier fiel, und mit einem lauten Freudenrufe begrüßte ich — das hochgefeierte Gold-Gretchen, mit einer Wahrheit und mit einem Farbenschmelze

hingehaucht, daß man vermeinte, sie werde jezt gleich die süßen Lippen zum freundlichen Willkommen öffnen, oder aus dem Rahmen lebendig in unsere Mitte schweben.

Am untern Ende des Rahmens standen mit Goldbuchstaben auf dem leuchtend-schwarzen Grunde des Ebenholzes Göthe's liebevolle Worte:

„Sie zog mir mein Lebeu ins ihre hinein,
Ich habe nichls mehr, um lebendig zu seyn.“

Ich pries mit Begeisterung diese Meisterschöpfung des Pinsels, die Zartheit des Gedankens, und vor Allem das holde Mädchen selbst, während die heißen Thränen verzehrender Liebe über seine Wangen flossen. Ich bestätigte ihm die Wahrheit des allgemeinen guten Rufes, den sie genoß, ihre Frömmigkeit, ihre Bildung, ihre Häuslichkeit und den Verein von allen jenen sichtbaren Vorzügen dieses seltenen Engels, welchen kein fühlendes Herz zu widerstehen vermochte. Wilhelm gestand mir seine Liebe, sein Glück, und daß er entschlossen sey, sie zu heirathen, sobald er die Einwilligung seiner geliebten Eltern habe, die er stündlich erwarte. Von nun an waren wir unzertrennlich; meine Freistunden verlebte ich bei ihm; er malte, ich dichtete. Bisweilen las er mir Briefe von seinem lieben Gretchen vor, treue Urkunden eines natürlichen Verstandes, ei-

nes schuldlosen Herzens. Unsere Abende brachten wir im Gasthofe zu, wo Wilhelm sein Goldgretchen immer sehen, aber auch nur sehen konnte; denn selten war es ihr vergönnt, etwa im Augenblicke wo sie Wein oder Speise brachte, ein Paar freundliche Worte zu flüstern, denn die galanten Herren von München, alt und jung, waren fest überzeugt, daß Niemand in der Stadt so trefflich bewirthe, und hielten daher alle Tische fleißig besetzt. Wohl Mancher möchte zur Eifersucht gereizt worden seyn, Wilhelm nicht. Er dachte so: entweder liebt sie mich, oder nicht; liebt sie mich, so ist ihr Herz unfähig, mich zu täuschen: liebt sie mich nicht, warum dann mit vergeblicher Eifersucht mich quälen? Von Gretchens Seite drohte ihm auch nicht das Mindeste, was ihn hätte beunruhigen können; dagegen zog am Himmel seiner Liebe ein ganz anderes Gewitter auf, wovon ihm nichts träumte. Schon seit mehreren Wochen wohnte im Hause des Alten ein reicher Wechsler aus Oesterreich, der oft Tagelang mit jenem sich einschloß, und rechnete und wieder rechnete, und mit der Kreide die schwarze Marmor-Tischplatte aus Tegernsee mit Ziffern übersäete.

So oft die beiden Herren ihre mathematischen Sizungen endeten, brachte der Alte, — so nannten wir immer den Besizer des Gasthofes, — eine verdrießliche Miene in das

Gastzimmer, und besonders verweilten seine Augen bei dem schmucken Gretchen, die unabläßig einnehmend artig, jedoch ohne zweideutige Freundlichkeit, alle Gäste ohne Auszeichnung eines Einzelnen bediente.

Der Wechsler, ein runder Sechziger, durch den reifbedürfenden Umfang seines Leibes schon von der Natur zur Ruhe verwiesen, lagerte sich dann schwerfällig am Spiegel-Tische, über welchem ein ziemlich wohl erhaltenes Gemälde, vorstellend den Tod des heiligen Johannes von Nepomuk in den Wogen der Moldau, als Martyrer des treubewahrten Beichtgeheimnisses, noch heut zu Tage hängt. Gretchen brachte ihm dann immer eine Flasche Johannesberger vom preiswürdigen Jahrgange 1783, und einen Teller Ulmerbrod Das holde Mädchen mußte dann jederzeit den perlenden Göttertrank in das künstlich geschliffene Kristallkelchglas giessen, und dem alten Weinschlauche, zuvor nippend, kredenzen. Ein inneres Behagen blies dann sein Scheibengesicht auf, wie die beginnende Füllung einen Luftball, und die beiden Mundwinkel näherten sich gesellig den Ohren. Jeden Zeigefinger wohlbedächtig um die Achse des Andern drehend, ließ die reiche Karrikatur zwei kostbare Brillanten Solitäre funkeln, mit welchen die nußgroße Busennadel an werthvoller Schönheit wetteiferte. Oft saß ich ihm gegenüber, bei einem Quart demüthigen Deidesheimer, und rächte

mich durch Wizpfeile an seiner unerträglichen Geringschäzung aller übrigen Talente, ausser der Kunst, sich Geld zu verschaffen. Wilhelm bat mich oft, schonender zu verfahren; allein gegen dummen Geldstolz, der es waget, mit beleidigendem Hochmuthe sich breit zu machen, ist Schonung nie an der rechten Stelle.

In der siebenten Morgenstunde des 15. Mai's hatte ich bereits mein gewohntes Pläzchen eingenommen. Ich sah kein Gretchen. Wilhelm war am vorigen Abende, ohne mich zu sehen, mit Extrapost plözlich nach Augsburg gereiset, was er mir mit einigen Zeilen meldete. Der Alte kam herein, grüßte mich scheu und flüchtig, legte die Zeitungen hin, und ging wieder. Bald darauf erschien die Frau des Alten, eine wackere Münchner Bürgerin von alten Schrot und Korn, tief betrübt, was sie nicht verbergen konnte.

Ein banges Gefühl verschloß mir den Mund: ich war nicht im Stande, nach der Ursache ihres Kummers zu fragen. Endlich trat Gretchen ins Zimmer, sichtbar bleich, Thränenspuren auf den Wangen. Es gibt stumme Fragen, die beredter sind, als gesprochene. In Gegenwart der Alten blieb auch mir keine andere Frage. Ein schmerzlicher Blick zum Himmel belehrte mich, daß hier etwas Unge=

wöhnliches vorgefallen seyn müsse. Meine Neugierde war auf's Höchste gespannt. Wilhelm? fragte ich leise, als sie an mir vorüberging, mir Wein zu holen. Ihr Köpfchen verneinte es. Meine Unruhe nahm zu von Sekunde zu Sekunde; nur zwei Gäste waren da, ein Advokat, der Burgunder Wein schlürfte, welcher mir Klientenblut dünkte, und eine steinalte gräfliche Beschließerin, ein wahrer Drache an den Gartenthoren der Hesperiden. Diese saß gerade jezt auf dem gewöhnlichen Platze des Wechslers, mir gegenüber, und neben ihr stand vom Kalbfleischsatze plaudernd, die Frau Gastwirthin. Gretchen brachte mir Wein; sie gab mir schon an der Thüre einen Wink, den ich nicht verstand; sie nähert sich, stellt die Halbflasche auf den Tisch, und flüstert: unter dem Teller! Bekanntlich gibt es Augenblicke im Menschenleben, wo der Klügste entsetzlich albern wird; zu den Klügsten zähl ich mich nun eben nicht, aber albern war ich gewiß. Denn mit der größten Artigkeit nehme ich den Teller an seinem äußersten Rande; Gretchen läßt ihn los, und — ein Briefchen fällt auf den Boden. „Sie haben da einen Brief oder sonst etwas fallen lassen," schnaubte der Drache gegenüber, und schwang bereits die Rauschflügel seines steifen Corsettes, um sich auf den Köder der Neugierde zu stürzen, während ich Gretchen wie eine Purpurrose erröthen sah. O Verhängniß, warum durfte ich mir in diesem Augenblicke nicht einige Maulschel-

len appliciren! Ich gelobte jedoch meinen Wangen diese wohlverdienten zu einer schicklicheren Zeit, allenfalls unter zwei Augen, dem Drachen aber entgegnete ich, schnell gefaßt: „Danke schönstens, es sind nur Lotteriezettel!" — Das war gerade Oel in die Flamme gegossen. „O lassen Sie doch sehen, ich habe auch gesetzt, bat mich die Gastwirthin. Lotteriezettel hatte ich nicht bei mir, aber einige Staatspapiere, um deren Umsetzung in Baares mein Hausherr mich ersucht hatte. Ich bückte mich also, in der Form eines halben Rades, griff mit der linken Hand in die rechte Westentasche, wo die Staatspapiere lagen, und während ich das Briefchen des wieder Muth fassenden Gretchens in den weiten Aermel des rechten Armes schlüpfen ließ, überreichte ich der Gastwirthin die Staatspapiere mit der Aeußerung, daß dieß Frankfurter-Lotteriezettel seyen, die für sie kein Interesse haben können. Damit war die Verlegenheit abgethan.

Ich hatte die Vollmacht von Wilhelm, in Fällen seiner Abwesenheit an ihn gerichtete Briefe zu öffnen. Ungeleert ließ ich das Glas stehen, und eilte mit theilnehmendem Blicke auf das arme Gretchen, fort. In dem einsamen Gäßchen, das vom Gasthofe zum goldenen Kreuze nach der Frauenkirche führt, erbrach ich das Briefchen, und las:

„Lieber Wilhelm!",

„Die Zeit der Prüfung ist gekommen. Der Alte dringt

mit Bitten und Drohungen in mich, den Wechsler zu heirathen, dem er 20,000 Gulden schuldet und der geschworen hat, sein ganzes Anwesen auf die Gant zu bringen, wenn ich ihm nicht die Hand reiche. Tief ergriff mich die Frage des Alten: ob meine Dankbarkeit nicht groß genug sey, seine Ehre, seinen guten Namen zu retten. Er beschwor mich bei meiner Liebe zur seligen Mutter. Hier galt es, wahr zu seyn. Ich antwortete mit Thränen und gebrochener Stimme, daß ich dir ewige Liebe gelobt habe und zu fest auf seine Liebe vertraue, um glauben zu können, daß er mein ganzes Lebens=Glück diesem alten Wucherer opfern könne. Die Base weinte bittere Thränen."

„Da trat der Wechsler ein, der wahrscheinlich an der Thüre gehorcht hatte und nannte dich einen verdächtigen Landstreicher, gegen den er alsogleich die Polizey in Bewegung setze wolle. Hier sind die Beweise, schrie er heftig, und schlug mit der flachen Hand auf seine linke Rocktasche; in vier und zwanzig Stunden laß ich ihn aus der Stadt bringen. O! Gott ich bin in einer schrecklichen Lage! Eile zu meiner und deiner Rettung, wenn es möglich ist! Heute Abends um 6 Uhr findest du mich in der Frauenkirche am Altare des heiligen Johannes von Nepomuk, meines Schutzpatrons, dort will ich beten und in einer kindlichen Beicht den Priester um Rath fragen; mag es gehen wie immer,

den Schwur meiner Liebe kann selbst der Tod nicht lösen! Auf immer!

Dein treues Gretchen."

P. S.

„So eben kündigt mir die Baase an, daß morgen meine Verlobung mit dem alten bösen Wechsler in Großhesellohe gefeyert werden soll."

Im ganzen Briefe, von so mancher Leidensperle aus den schönen Augen befeuchtet, war mir nur ein Wort auffallend: Landstreicher! Ich kannte den edlen Charakter meines Freundes zu gut, um einem gemeinen Verdachte Raum zu geben. Konnte aber Wilhelm nicht Mitglied irgend eines geheimen politischen Bundes! und dieses Verhältniß dem alten Wechsler verrathen seyn? Mir bangte vor den möglichen schweren Folgen dieses Umstandes. Also schnell den Freund gesucht! Ich eile in seine Wohnung und finde ihn ganz ruhig vor dem Spiegel, mit ungewöhnlicher Sorgfalt sich ankleidend. „Eben ließ ich dich bitten, mich zu besuchen, rief er mir heiter entgegen. Vor einer halben Stunde kam ich aus Augsburg an, wo ich gute Geschäfte gemacht habe." Ich gab ihm den Brief und beobachtete scharfen Blickes seine Mienen. Er las halb laut. Bei der Stelle, wo der Landstreicher paradirte,

lachte er herzlich. Diese Gleichmuth ärgerte mich; ich hätte gar zu gerne einen zweiten Wilson gemacht, um ihn als einen zweiten Lavater wo nicht dem Tode, wenigstens dem Neuthurme zu entreißen. „Freund bat er mich, geh nur jezt gleich zu Gretchen, tröste sie in meinem Namen, und sag' ihr, daß ich am bezeichneten Altare, und morgen bei dem Verlobungsfeste erscheinen werde. Den Wechsler ließe ich ersuchen, mein Gretchen ja für keinen Wechsel zu halten, der sich giriren lasse." Er umarmte mich, und ich flog freudig in den Gasthof.

Dort schritt mit gravitätischem Anstande der wohlbeleibte Wechsler im großen Zimmer auf und ab, und murmelte etwas vom „Einsperren, verdächtigen Menschen, demagogischen Umtrieben u. s. w." — An der Thürschwelle flüsterte ich Gretchen Wilhelms Botschaft zu. Ihr Gesichtchen wurde heiterer, wie oft durch Nachtgewölke ein milder Strahl des Mondes bricht. Der Wechsler war entrüstet, als er die Giro-Bemerkung hören mußte. „Einsperren laß ich ihn," schrie er mit Heftigkeit: „Da fährt Wilhelm," rief Gretchen, am Fenster stehend. Rasch war ich am Fenster; der Wechsler auch. „Wahrhaftig, und im Wagen bei ihm — der Minister, platzte ich heraus. Da müssen Sie mit dem Einsperren noch warten, bemerkte ich dem Wechsler, bis Wilhelm ausgestiegen ist. Darüber ward sein Gesicht

vor Aerger kirschbraun. Wilhelm grüßte Gretchen freundlich; der Minister ebenfalls; beide steckten dann die Köpfe zusammen, und schienen von Gretchen zu sprechen. „So, oder so, brummte nun der Wechsler; morgen ist Verlobung, oder — und damit ging er auf sein Zimmer. Gretchen und ich sahen einander verwundert an. Was hat Wilhelm mit dem Minister zu thun? Diese Frage zu lösen, war freilich schwer. Wir beschlossen also, das Klügste zu thun, nämlich geduldig zu harren, bis der Abend in der Kirche, oder morgen der Verlobungstag die Entscheidung bringen werde.

Ich gehöre zwar nicht zu den täglichen Kirchenbesuchern die oft von ganz andern Zwecken, als von der Andacht dahin geführt werden; allein es gibt Tage und Stunden wo der Tempel Gottes von eitel Schaulustigen nicht betreten wird. In solcher Zeit wandle ich gerne durch die heiligen Hallen der Kirche zu Unser Lieben Frau, und ein wortloses, aber inniges Gebet steigt aus der Tiefe meines Herzens zu Gott empor. Wenn an dunklen Spätherbstabenden an den hohen Eisengittern der Seitenaltäre hin und wieder ein einzelnes Lichtlein schimmert, kaum die bleichen Schriftzüge an Bandschleifen hängender Gebete, oder die oft unleserlich geschriebenen Bitten bedrängter Wittwen und Waisen um ein andächtiges Vaterunser oder Ave erhellend,

und die hohen Schatten der aufgezogenen Altarlampen sich um die schlanken Hüften der kühnen Säulen wie Riesenmäntel winden, mag oft manches alte Mütterchen an den Stufen des Altares, wo es vor einem halben Jahrhunderte dem, nun längst vorausgegangenen Geliebten angetraut wurde, mit gedankenlos summenden Lippen beten, oder manch ein liebekrankes Mädchen mit heißen Sehnsuchtthränen in den Augen, ihren Schuzheiligen anflehen, daß er den innig Geliebten über die heilige Schwelle des Traualtares bald in ihre Arme führen möge. Da fühlet das bessere Gemüth eine räthselhafte Schwermuth; die Brandung der Leidenschaften verflächet sich zum klaren, ruhigen Spiegel, und das Herz wird von andächtigen Regungen geschwellt.

Ueber dem südlichen Thore der Frauenkirche erblickt man eine große Sonnenuhr mit der biblischen Mahnung in lateinischer Sprache: „Wachet und betet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde!" Trittst Du, freundlicher Leser, durch dieses Thor, so überrascht Dich am dritten Altare rechts das gemalte Bild des heiligen Johannes von Nepomuk in einem breiten, fast runden Silberrahmen, auf dem eine Krone von fünf Sternen ruht. Wie ein sanft tröstender Himmelsbote lächelt Dir das heilige Antliz aus den ältlich-blonden Locken entgegen; eine unnennbare Milde dringet aus diesen verklärten Augen in Dein Herz, und

ladet es ein zu rückhaltlosem Vertrauen. In seinem rechten Arme ruhen Kreuz und Palme, andeutend, daß man durch Leiden zum Siege, durch Nacht zum Lichte wandeln müsse. — An den Stufen des Altares fandest du am Eingange dieser Erzählung das leidende Gretchen. Dem Altare gegenüber ist ein kleines, gothisches Thürmchen, das über eine Wendeltreppe znm Oratorium führet. Auf dieser Treppe stand ich unbemerkt, ein harrender Zeuge des nächsten Ereignisses. Der Priester saß im Beichtstuhle. Nur wenige traten hinzu, in dieser ungewöhnlichen Zeit. Gretchen war das lezte Beichtkind. Ich hörte sie leise schluchzen. Der Geistliche sprach den Segen der Lossprechuug über sie; andächtig trat sie heraus; ein Blick in die Vertiefung zur rechten Seite und sie sank mit einem dumpfen Schrei auf das Steinpflaster hin.

Das Unerwartete hatte mich so überrascht, daß ich unfähig war, einen augenblicklichen Entschluß zu fassen. Es schwirrte mir ganz dunkel vor den Augen; mir war zu Muthe, als sinke der Boden unter meinen Füßen. Mein erster Gedanke war: Gift; — doch schnell glitt dieser Einfall der Angst vorüber, da ich Gretchens religiöses Gemüth kannte. Eben gewahrte ich noch, wie der Priester dem Sakristan auftrug, sie in die Sakristey zu geleiten; ein stattlicher Mann, in einem dunklen Mantel gehüllt, führte

sie am Arme. Ein fataler Unfall war mir begegnet; das Pförtchen des Thürmchens mußte in's Schloß gefallen seyn; ich konnte nicht mehr hinaus. Laut rufen wollte ich nicht; es blieb mir also nichts übrig, als einen Varübergehenden zu erwarten, der endlich den Küster holte. Zum Glück kannte mich dieser, sonst würde eine scharfe Prüfung meines unbefugten Verweilens an diesem Orte erfolgt seyn. Gretchen hatte sich bald erholt, wie ich vernahm, und wurde vom dunkeln Mantel nach Hause geführt. In den Gasthof führte mich mein erster Weg; ich wollte erfahren, wie die Sachen stehen; bisher wußte ich ja so viel als nichts. Gretchen, hieß es, sey unwohl, und liege im Bette. Uebrigens habe der Wechsler Küche und Keller aufgeboten, das Fest seiner Verlobung mit Gretchen am nächsten Tage in Großhesellohe glänzend zu feiern. Wilhelm sey von dem Minister zu einer Theegesellschaft eingeladen worden. Niemand im Hause wollte ihn gesehen haben. Unwillig über meine fehlgeschlagenen Erwartungen, beschloß ich ins Theater zu gehen, und die zwei Säulen der deutschen Tragödie — Eßlair und Madame Fries, — als Theseus und Phädra zu bewundern.

Ganz begeistert von der herrlichen Darstellung verließ ich in hoher Befriedigung das Schauspielhaus. Im Gasthofe war Alles wie zuvor. Gretchen hatte Fliederthee ge-

trunken, und schlief sanft. Der Alte rechnete wieder auf seinem Zimmer. So eben habe ihn Wilhelm verlassen, sagte man mir; in meiner Wohnung würde ich das Weitere vernehmen. Mißmuthig, den Freund nirgend zu treffen, gieng ich nach Hause. Auf einem Bogen Papier standen, von Wilhelms Hand, die Worte: „Der Glaube macht selig, aber das Wissen noch seliger. Ich glaubte, daß Gretchen ein Engel sey, doch seit gestern weis ich es; Johann von Nepomuk hat es mir gesagt. Du verstehst mich! — Morgen früh um 9 Uhr in Großhesellohe!" — Ich verstand ihn, und kannte nun den Mann im dunklen Mantel der aus der Vertiefung der rechten Seite des Beichtstuhles getreten war. — Um vier Uhr Morgens, wie gewöhnlich, schlürfte ich schon meinen russischen Thee mit Rum, eine köstliche Havannah-Cigarre im Munde. Um 6 Uhr trat ich die kleine Fußreise nach Großhesellohe an der freundlichen Mahnung Reichards eingedenk:

„Sucht ihr vollen Genuß,
Nehmt eure Ränzel, und wandelt zu Fuß!
Das Wirbeln der Lerche, der Finken Gesang,
Die duftenden Blumen die Straßen entlang
Des Quelles Gemurmel im kühlen Moos,
Das trauliche Plätzchen in Waldes-Schooß,
Zephyrs schmeichelnder Kuß —
Alles verschönert die Reisen zu Fuß."

Ueber des Friedhofes ruhige Stätte, an der malerischen Rotunde der schmerzhaften Kapelle vorüber, durch das romantische Dörfchen Thalkirchen nach Maria Einsiedel, hier rechts um die Mühle herum, ein still fließendes Bächlein entlang, kam ich, immer die Isar zur Linken durch den lieblichen Buchengrund zum Brunnhause; von dort führt ein sanftanschwellender Hügel zu dem uralten Belustigungsorte der Münchener, nach Großheselohe empor, (Hasilowe, Hesinloch) welches schon um das Jahr 776 als eine mit einer Kirche begabte Villa, die aus kultivirten und unkultivirten Feldgründen bestand, Wiesen, Wald und Fischwasser (die Isar) hatte, bekannt war. Sein Name ist zusammengesetzt von Hesus, dem Namen des Kriegs-Gottes der Kelten, und loch, ein Wald oder Hain, daher der Wald, nach Pallhausens Meinung, daselbst ehemals diesem Kriegs-Gotte geweiht war.

Mitten in den wohlthätigen Schatten dieses freundlichen Lustortes, das durch seinen gegenwärtigen edlen Besitzer, den französischen General-Lieutenant Herrn Grafen Drouet, mit so manchem Reize, mit so mancher Bequemlichkeit bereichert wurde, stand eine Tafel mit zehn Gedecken und hinter ihr — der Wechsler im häuslichen Pique-Leibchen, ein Saffian-Käppchen auf dem Kopfe, vollauf beschäftigt mit der Zurichtung der Verlobungstafel. Große

Terrinen mit Spargel, — sein Lieblingsgericht, — bildeten einen förmlichen Wall um die verschiedenen Sorten von zahmen und wildem Geflügel, das als ein blutiges Opfer seiner Verlobungswuth gefallen war. Die feinsten Weine, in Flaschen mit kurzen und langen Hälsen, paradirten zwischen den Schüsseln, der entpfropfenden Erlösung entgegen blickend. „Gut, daß sie kommen, rief er mir entgegen, indem er sich mit einem gelbseidenen ostindischen Taschentuche den Tafeldeckerschweiß von der Stirne trocknete, während er, gleichsam zur Vorübung an einem Indianschenkelchen nagte, — sitzt er schon?"

„Wer?

„Nun ja, der saubere Herr Wilhelm.

„Ob er sitzt oder liegt, darüber kann ich Ihnen keinen Aufschluß geben; aber da er ohnehin bald hier seyn wird, so können Sie ihn nach Bequemlichkeit selbst fragen."

„Herr, überlegen Sie Ihre Worte!"

„Hab sie nichts zu überlegen! Heute früh übergab ich dem Gerichte einen Steckbrief, der ihn als Mörder verfolgt."

„Das wäre!"

„Ja, ja, das sag' ich Ihnen und eher fällt der Himmel ein, als daß der sogenannte Herr Wilhelm heute unser Fest stört!"

„Geben Sie acht, der Himmel fällt ein, rief eine Stimme und eine Hand klopfte ihn leise auf die Schulter. Wilhelm war's. Die Indianskeule entfiel den Lippen des erschreckten Wechlers, wie der Käse dem Schnabel des Raben in der Fabel, als der Fuchs seinen herrlichen Gesang rühmte."

„Sie noch frey?" stammelte der Bestürzte.

„Freier als jemals mein dicker Herr," erwiederte Wilhelm.

Ein Posthorn schmetterre in lustigen Tönen.

„Sie kommen! Sie kommen!" schrie freudig Wilhelm, und wir Beyde sprangen dem Wagen entgegen und hoben den Alten, seine Frau und Gretchen heraus.

Der Wechsler stand da, wie Herkules am Scheidewege. Er schwankte zwischen den Reizen der Tafel und der Ge-

liebten: doch Gewohnheit wird zur zweiten Natur. — die Tafel triumphirte. Durch Wilhelms ernsten Blick wurde der Wechsler so eingeschüchtert, daß er keine Anzüglichkeit mehr wagte. Inzwischen kam noch ein Wagen mit vier Gästen an, die der Wechsler eingeladen hatte. Man aß und trank. Gretchen und ihre Pflegeältern schienen betrübt. Mir war Alles ein Räthel. Nach und nach wurde es auch in unserer Umgebung lustig. Der Wechsler leerte eine Flasche nach der andern und ward gegen Gretchen immer zudringlicher. „Was giebt es denn Neues in der Stadt?" fragte er mit einem höhnischen Seitenblick auf Wilhelm.

Dieser antwortete ganz gelassen: „das Neueste ist — daß heute Abend das Gold-Gretchen von München Hochzeit hält in Augsburg, mit einem englischen Rittmeister, aus einer der vormehmsten Familien in Hanover."

Der Wechsler lachte, daß er fast erstickt wäre. „Das ist eine Capitallüge," rief er. Gretchen sah Wilhelm mit Blicke tiefer Kränkung ob dieses Scherzes an. „Was Lüge?" Hier sind 2000 Luisdor in guten Wechseln auf Frankfurt. Wetten Sie, wenn Sie Muth haben! Ich fiel aus den Wolken." Die Gesellschaft schien versteinert zu seyn, im Wahne, daß Wilhelm toll geworden.

Wilhem zog ein himmelblaues, silbergesticktes Souvenir ein Andenken von Gretchen hervor, dessen beyde innere Dekelflächen sie mit den Bildnissen der zwei Apostel Peter und Paul, eine Art von Musivarbeit von farbiger Seide, mit kunstreicher Hand geschmückt hatte und breitete die angebotene Wette in guten Wechseln auf den Tisch hin. Der Wechsler entfärbte sich, und nippte verlegen an einem vollen Champagnerglase. „Ihre Zuversicht scheint nicht mehr al pari zu stehen," sprach Wilhelm. Dieß reizte den Geldstolz des Schmerbauchs. „Wohlan, entgegnete er, ich setze Ihnen mein Guthaben an dem Herrn Gastwirthe entgegen, wenn Sie es gut finden?"

Diese Indiskretion erbitterte die ganze Gesellschaft.

„Es gilt! rief Wilhelm; Sie alle sind meine Zeugen." Und rasch den Oberrock abwerfend, stand der schöne junge Mann in der prächtigen Galla-Uniform eines englischen Rittmeisters vor uns; drei Orden funkelten an der linken Brust.

In demselben Augenblicke fuhr von der Seite des Wasserthurms ein eleganter Reisewagen die kleine Anhöhe herauf, von vier muthigen Engländern gezogen; zwei reich gekleidete Diener nahten sich, meldend, daß Alles zur Abfahrt bereit sey.

Wilhelm drückte sein trautes Gretchen, das in Wonnethränen schwamm, an das liebende Herz. „Johann von Nepomuk, rief er, hat Dich in meine Arme geführt; Dein Vertrauen auf seine Hülfe hat Dich nicht getäuscht. Auf, nach Augsburg!" Wilhelm und Gretchen, der Alte und seine Frau und ich stiegen in den Wagen, und als hätten wir Faust's Zaubermantel unter die Räder gebreitet, so flogen wir den Abhang hinunter, der alt berühmten Stadt Augsburg zu, wo noch an demselben Tage die Trauung in der St. Ulrichkirche vollzogen, und durch ein glänzendes Mahl von achtzig Gedecken in dem trefflichen Gasthofe zu den drei Mohren, durch die Blühte der Augsburger Damen-Welt, verschönert gefeiert wurde. —

Während der Fahrt gab uns Wilhelm die nöthigen Aufschlüsse. Eines Duelles wegen, worin er den Obersten seines Regiments tödtlich verwundet hatte, mußte er fliehen, und hielt sich bis zum Ausgange seines Prozesses in München auf. Dieser wurde für ihn günstig entschieden. Der Oberst genas von seiner Wunde. Wilhelm war nach Augsburg geeilt, wo ein großes Wechselhaus ihm die Papiere der brittischen Regierung und seiner Familie aushändigte, wobei sich auch Empfehlnngsbriefe des Lords L*** an den Minister befanden. Mit dem Steckbriefe, den der Wechsler, ich weis nicht wie, erhielt und dem Gerichte vorlegte,

hatte es allerdings seine Richtigkeit; gleich nach Wilhelms Flucht hatte ihn die Familie des Obersten ausgewirkt, doch wurde er gleich darauf durch höheren Einfluß wirkungslos erklärt. So endete eins der seltsamsten Ereignisse meines Lebens, das lange Zeit das Taggespräch der Münchner war, auf eine befriedigende erfreuliche Weiße.

Zum Schlusse dieser interessanten Erzählung muß noch bemerkt werden, daß Wilhelm, nach dem er als Major à la suite den Militärdienst verlassen hatte, auf seinem Erbschloße in den schottischen Hochgebirgen mit seinem Gold-Gretchen als Gatte und Vater ein glückliches und zufriedenes Leben führt.

hatte ihn allerdings seine Wichtigkeit zugleich mit Willkühr Macht hatte ihn als Günstling des Obersten ausgerüstet, doch wußte er gleich darauf durch höhern Einfluß wirkungslos erklärt. So endete eins der lustigsten Ereignisse meines Lebens, das lange Zeit das Tagesgespräch der [illegible] war, auf eine befriedigende humane Weise.

Zum Schlusse dieser interessanten Erzählung, muß noch bemerkt werden, daß Wilhelm, nach dem er als Major à la suite den Militairdienst verlassen hatte, auf seinem Erbschloße in den schlesischen Gebirgen mit seinem Heißgeliebten als Gatte und Vater ein glückliches und zufriedenes Leben führt.

Gemeinheit
und
Grossmuth.

(Eine wahre Geschichte.)

Der Controlleur Hanf reiste mit Extrapost von der Residenz nach seinem Wohnorte zurück. In der Sandwüste vor M. .. rief er auf einmal dem Postillon: halt! zu, sprang aus dem Wagen, lief eine Strecke Weges zurück, und suchte etwas Verlornes. Der Postillon fragte ihn, was er suche. „Hilf mir suchen," antwortete der Controlleur: „ich habe eine Börse mit zweihundert Dukaten verloren; auf der letzten Station hatte ich sie noch. Du erhältst zwei Dukaten, wenn Du sie findest."

Der Postillon flog wie ein Blitz vom Bocke; bei der Brücke am Elsenbusch war der Herr vorhin ausgestiegen, hatte sich eine Pfeife angeschlagen, und war ein wenig neben dem Wagen gegangen. Dort mußte die Börse liegen. Er lief, was er laufen konnte, um der erste zu seyn. Der Controlleur kam bald nach. Beide suchten. Der Postillon spürte wie ein Trüffelhund. Sie hatten eine Stunde im Sande gekreuzt, aber ihre Mühe war fruchtlos. Der Postillon wollte Leute aus der Mühle holen, um suchen zu

helfen; allein der Controlleur sagte, mehr verdrießlich als unglücklich: „Laß das, der Bettel ist die Zeit nicht werth, die wir darüber schon versäumt haben: der Verlust ist mir nur gerade jezt fatal." Er setzte sich etwas übel gelaunt in den Wagen und ließ fortfahren.

Der Postillon kannte in seinem Städtchen drei Cantrolleure; aber alle Drei hätten drei Tage gesucht, wenn alle Drei zusammen nur drei Thaler verloren hätten. Er bekam vor seinem Passagier einen gewaltigen Respekt; das war kein Controlleur, das war wenigstens ein Graf. Er blies, als er zum Städtchen herein fuhr: ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt, und er hatte noch nicht ausgespannt, als schon der Postmeister und das ganze Posthaus die Geschichte wußten.

Der Postmeister war ein Original. Alle, die diese Reise je gemacht haben, belustigte er durch seine Neugierde, durch seine Plauderhaftigkeit, durch seine Grobheit gegen Menschen, von denen er nichts zu erwarten hatte, und durch seine kriechende Höflichkeit gegen Leute von Range und Vermögen. Im Begleitscheine war zwar der Passagier als Controlleur Hanf benannt, allein — ein Controlleur und bei dem Verlust von 200 Dukaten so ruhig, so gefaßt seyn als der Herr es war — dahinter steckte etwas. Der Postmeister brannte. Der Controlleur war einsilbig und kurz. Es war Morgen. Er bestellte eine Portion

Kaffee

Kaffee. Der Postmeister brachte eigenhändig Chocolade. Ich habe Kaffee bestellt.

„Erlauben Ew. Gnaden, Sie haben, höre ich, Alteration gehabt.“

(Erstaunt.) „Woher kennen Sie mich?“

„O, ich wußte gleich, als Ew. Gnaden aus dem Wagen stiegen, daß Ew. Gnaden nicht der waren, für den sich Höchstdieselben ausgaben. Unsereins ist nicht von heute. Das hat man am Blick, an der Manier weg. Ew. Gnaden haben so etwas Gnädiges in Höchstdero allergnädigstem Gange und Benehmen. Auch das Unglück kann ein so hohes Gemüth nicht darnieder beugen. Ew. Gnaden haben, höre ich, eine Börse mit vielem Gelde zu verlieren geruht?“

„Sehr viel ist es eben nicht, indessen ist mir gerade jezt der Unfall unangenehm. — Wir sollten uns sonst schon gesehen haben, Herr Postmeister! Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor. Waren Sie sonst nicht bei Hofe?“

„Ew. Gnaden tiefdevotester Diener. Es schmerzt mich außerordentlich, auf diese schmeichelhafte Vermuthung eine allerunterthänigste Verneinung erwiedern zu müssen. Ich

bin nicht von Geburt, meine knechtische Gestalt hat in den Gala-Reihen der Großen des Reichs bei Hofe weder Siz noch Stimme, und so ist mir nur ein allereinzigesmal das unaussprechliche Heil zu Theil geworden, in der Nähe des Königs Majestät zu seyn; bei der lezten Revüe hatte ich das Glück, neben Sr. Majestät allergnädigstem Vorreiter beiher reiten zu dürfen.

„Bei der lezten Revüe? richtig. Da war es, ich entsinne mich. Se. Majestät sprachen von Ihnen in höchstgnädigen Ausdrücken. — Seit der Zeit bin ich in dieser entfernten Gegend nicht wieder gewesen. Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder hieher zu kommen; nun, wie geht es hier? Ist der König beliebt? Angebetet, Ew. Gnaden. Gehen die Geschäfte in ihrem Gange fleißig fort? Thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit? Blüht der Wohlstand des Landes? Blüht, blüht, Ew. Gnaden. Mit den Geschäften schnurrt es nur so, Ew. Gnaden. Seyn Sie ehrlich, Herr Postmeister. Täuschen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs."

Der Postmeister prallte drei Schritte zurück, und schoß einen tiefen Bückling. „Ew. Excellenz" — „Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der geheime Ober-Finanzrath Baron von Hanf. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Post-

Meister! Sie sind Sr. Majestät allerhöchster Person als ein unterrichteter, mit der Verfassung des Departements ganz vertrauter, vorurtheilsfreier, hellsehender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Diskretion erwarte ich übrigens die tiefste Verschwiegenheit. Welches sind die auffallendsten Gebrechen in der hiesigen Landesverwaltung?"

Der Postmeister zitterte an allen Gliedern. Sonst hatte seine Zunge Niemand geschont, wenn das Reden gegen Kammer und Regierung losging. Jezt lähmte ihm die Ueberraschung die Zunge. Doch die Gelegenheit, seinem lieben Nächsten eins zu versetzen kam nie wieder. „Ja," fing er endlich an, „darüber ist viel zu sprechen. Die Knüppelbrücke z. B. hier an der Poststraße ist sehr schlecht, grundschlecht. Ich habe Vorstellungen deshalb gemacht. Niemand hört mich. Der geheime Rath schrieb in sein Taschenbuch: schlechte Knüppelbrücke.

„Die Herrn hier — es ist mich bis jezt nichts angegangen, darum hab' ich geschwiegen — aber sie machen alle mehr Aufwand, als sie sollen und können; der Steuer-Rath hat ein Paar Goldfüchse im Stall, der König, mein allergnädigster König und Herr, kann sie nicht besser haben. Von 600 Rthlr. Gehalt füttert man ein Paar solche Pferde wahrhaftig nicht. — Des Kämmerers Frau trägt Spi-

zen an der Haube faustbreit, so wahr Gott lebt, faustbreit. Der Kämmerer hat jährlich 95 Rthlr. 12 gl. halb Courant, halb Münze. Der Stadtschreiber ist der erste Zierbengel in der ganzen Stadt. Vorige Woche hat er sich erst ein Paar Hosen mit gesticktem Laze machen lassen, die ihn baare 16 Rthlr. kosten."

Der geheime Rath schrieb in sein Taschenbuch: „Goldfüchse. Spizen. Gestickte Hosen."

Unsere Rathsherren sollen um 8 Uhr in die Session kommen. Ew. Hochfreiherrl. Gnaden finden sie alle zusammen noch um halb 9 Uhr hier drüben beim Kaufmann am Weintisch. — Die Domainen-Beamten sitzen im Golde bis über die Ohren, baden sich in Champagner, und wuchern mit dem lieben Korn, wie die Juden; kein Mensch bekümmert sich um sie. Sie haben den Departementsrath in der Tasche. Wenn er kommt, ist es, als ob der liebe Herr Gott käme. Da wird traktirt! Nichts ist da zu theuer. Mein gnädigster Herr geheimer Ober-Finanzrath und Reichsfreiherr, das Hundert Austern ist bei solchen Gelegenheiten mit 8 Rthlr. bezahlt worden. — Der Herr Kammerdirektor sind ein Freund von hübschen Gesichtern. Haben nun unsere Herren Beamten keine hübsche Frau oder Tochter, so schaffen sie sich eine Cousine oder sonst so was Junges an, und sollten sie es zwanzig Meilen weit holen.

Der geheime Finanzrath war immer finstrer und mißmüthiger geworden, der edle Unwille über die überhand genommenen Landesgebrechen glühte ihm auf der gerunzelten Stirne. Er schrieb: „Weintisch. Gold. Champagner. Cousinen."

„Ja, hob der Baron endlich an; so kann, so soll es nicht länger dauern. Die Provinz geht so ihrem Ruin entgegen. An allem dem Unheil ist der Präsident Schuld. Er controllirt nicht. Er glaubt alles. Er sieht nicht selbst. — Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund, aber alle meine Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Jezt kann ich nichts mehr für ihn thun. Er ist gefallen."

„Gefallen?" „Unser Herr Präsident?"

„Total gefallen; der König ist unbeschreiblich aufgebracht. Se. Majestät haben mich zum Organ Allerhöchstdero Unwillens gemacht. Ich habe hier die Cassationsordre im Portefeuille. Doch — Herr Postmeister, ich zähle auf Ihre Verschwiegenheit. Sie verlieren Ihren Posten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden lassen, was wir gesprochen haben. Ich werde Sie vielleicht in der Sache noch mehr brauchen, weil Sie, wie mir Se. Majestät schon früher sagten, und ich jezt auch vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landes-Verwaltung sattsam

bekannt sind und Sie mir hie und da nützlich seyn können. Der Präsident muß erst ein Compte rendu von seiner gesammten Geschäftsführung ablegen, und dazu gehört Zeit. Unter acht bis zehn Wochen werde ich ihm schwerlich die unglückliche Cassationsordre einhändigen können. Mich dauern seine schönen Güter. Die werden bei der Gelegenheit wohl springen; denn er soll schreckliche Defecte bei seinen Kassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe? Drei Stunden von hier, mein gnädigster Herr Reichsbaron; durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute früh gefahren. Kennen Sie die Güter genau? O, mein gnädigster Herr Reichsfreiherr und geheimer Herr Ober-Finanzrath! Brummochsen hat er, Gott straf mich, wie die Büffel. Lauter schönes Vieh. Seine Sauen sind die schönsten im Lande, und ein Boden, es darf nur gesprüht haben, so sinkt man mit dem Wagen bis über die Achsen in den Koth, so fett ist der Boden. Lauter Weizen-Acker. Auch fällt ein vortreffliches Bier dort; die Güter sind ihre 180,000 Rthlr. unter Brüdern werth."

„Diese Summe könnte ich allenfalls dazu bestimmen. Sollte es noch so weit kommen, daß der Präsident sie verkaufen muß, so werde ich mich Ihrer Hülfe beim Besichtigen und Abschäzen der Güter bedienen, mein lieber Postmeister. Schuldigster, unterthänigster Knecht. Uebrigens

Herr Postmeister, ich reise incognito. Verstehen Sie mich? Ich reise so incognito, daß ich nicht einmal meine Bedienten habe mitnehmen können. Es darf im ganzen Lande unter acht Wochen kein Mensch wissen, daß ich hier in der Provinz bin. Ich werde unter der angenommenen Rolle eines Controlleurs, noch einige Zeit im Departement herumreisen, um Data gegen den Präsidenten und manche andere zu sammeln. Dann erst gehe ich nach P., um dort öffentlich aufzutreten. So lange reinen Mund, Herr Postmeister, oder — Wie ein Grab, wie ein Grab! Jezt Herr Postmeister — müssen Sie mir einen Gefallen thun. Sie wissen meinen kleinen Unfall von heute Morgen. Ich habe gar kein Geld mehr, außer etwas kleine Münze. Hier ist meine goldene Repetiruhr. Borgen Sie mir darauf 70 Rthlr., sie ist 150 Rthlr. werth.“

„Preiswürdigster Herr geheimer Ober-Finanzrath! Ew. reichsfreiherrl. Gnaden setzen mich in die demüthigendste Verlegenheit! Ich, einem königlichen Organ — Geld auf Pfand borgen! Gut und Blut steht meines Königs hochbetrautem geheimen Rathe zu Diensten; Gut und Blut. Sehr verbunden, wackerer Mann! Wie viel brauchen Ewr. hochfreiherrl. Gnaden? Wenn Sie mir 4 bis 500 Thaler geben können, so thun Sie mir einen Gefallen. In 14 Tagen haben Sie das Geld wieder, mit meinem besten Danke.

Liebster, allverehrtester Herr Reichsfreiherr! Schuldigkeit, nichts als Schuldigkeit. Ich werde in einem halben Stündchen wieder hier seyn. So lange geruhen sich Allerhöchstdieselben in Gnaden zu gedulden. —

Der Postmeister flog wie ein Pfeil zum Hause hinaus. Er war ein Mann von mittelmäßigem Vermögen und Kredit. Es kostete ihm nur zwei Gänge zu einigen reichen Kaufleuten des Städtchens und er hatte die auf 14 Tage besprochenen 400 Thlr zusammen. Er erzählte ganz offen, daß er das Geld für den fremden Herrn suche, der die 200 Dukaten heut verloren habe. Alle wollten wissen, wer der Fremde eigentlich sey. Er hätte es so gern gesagt, hätte so gern alle seine neuen Geheimnisse mitgetheilt, aber seine eigene Cassation stand darauf! Er lag wie zwischen zwei Mühlsteinen. Mit so geschlossenem Munde hatte ihn noch kein Mensch gesehen. Es mußte wirklich etwas Wichtiges im Werke seyn; denn aus dem Postmeister war kein Wort zu bringen. Er sagte nichts, als höchstens: „Kinder, in 6 bis 8 Wochen werdet ihr Wunderdinge hören; Wunderdinge sage ich Euch, wovon kein Mensch sich träumen läßt. Ich weiß alles; aber ich darf nichts sagen, bei Verlust meines Kopfs, keine Sylbe.

Alle deuteten diese Geheimnisse auf die Politik; der Fremde war ein wichtiger Staatsbote, der dem benachbarten

Lande Krieg oder Frieden brachte. Man zerbrach sich die Köpfe und der Postmeister lachte sie mit einer Selbstgefälligkeit heimlich aus, die ihm die kleine Mühe des Geldganges reichlich belohnte.

Er zählte nun zu den 400 Rthlrn. aus seiner Postkasse noch 100 Rthlr. hinzu und legte so 500 Reichsthaler zu des geheimen Finanzraths Füßen nieder. Der Baron betheuerte, diesen Diensteifer als Mann von Ehre belohnen zu wollen, drückte dem glücklichen Postmeister verbindlich die Hand und sicherte ihm, bey der nächsten Vacanz im Postdepartement, eine Rathsstelle zu. Die Freude, das Entzücken des Postmeisters waren unbeschreiblich. Er ärgerte sich jezt, nicht 1000 Rthlr. gegeben zu haben, vielleicht wäre dann der geheime Finanzrath mit einer geheimen Rathsstelle herausgerückt. Er ließ Wein und Frühstück geben und nahm für dieß so wenig, als für die Chocolade, noch für die Postpferde irgend einige Bezahlung, sondern legte blos einen Schein über die 500 Rthlr. zum Unterschreiben dem geheimen Finanzrathe vor. Der geheime Finanzrath bat, ohne viel auf den Schuldschein zu achten, um die Pferde, weil er ohnehin schon sehr lange hier verweilt habe. Es ward angespannt. Da schob der Postmeister, der in seinen Geschäften peinlich ordentlich war, den Schein nochmals dem geheimen Finanzrath vor die Augen, und dieser unterschrieb ihn endlich mit

vollständiger Beisetzung seines ganzen Charakters in bester Form Rechtens.

Der Postmeister begleitete den geheimen Finanzrath bis an den Wagen. Es stand alles an den Thüren. Alle Fenster waren geöffnet. Jedes wollte den reichen fremden Herrn sehen, der die 200 Dukaten verloren hatte, ohne eine Miene darüber zu verziehen. Der Postmeister scharrte hundertmal hintenaus und bückte sich hundertmal tief bis zur Erde.

Als der geheime Finanzrath in der Chaise saß, schüttelte der gute Herr dem Postmeister recht herzlich die Hand und der Postmeister rief ganz laut: glückliche Reise, Herr Controlleur! mit einem Gesicht, daß nun Jeder wußte, der Herr war kein Controlleur. Unterdessen war die ganze liebe Jugend und eine Menge alter Weiber hinaus an den Elsenbusch gezogen. Alle suchten die Dukatenbörse. Sie wühlten wie die Maulwürfe im Sande herum. Sie krebsten mit tausend Fingern; endlich schrie ein Junge: Fundus, Fundus, hier ist der Beutel! es ward ein entsetzlicher Lärm. Alles über den Jungen her. Aber der Bengel hatte die Leute zum Besten gehabt — er hatte keinen Heller gefunden. Wochenlang noch trieben sich einzelne Menschen auf der Straße dort umher; Jeder träumte sich, den Schatz zu erhaschen — aber es glückte Keinem. Wenigstens ward es

nie ruchbar, daß einer den Beutel mit den 200 Dukaten wirklich erwischt habe.

Die 14 Tage waren verlaufen. Der geheime Finanzrath sandte das Geld nicht. Es vergingen wieder 14 Tage und die 500 Rthlr. kamen noch nicht an. Der Postmeister hätte gern nach P. geschrieben, aber er hatte dort keine Bekannten, als die Oberpost=Offizianten, und er durfte sich ja nicht einmal erkundigen, ob der geheime Finanzrath Baron von Hanf angekommen war. Er hätte dadurch Winke geben können, die des geheimen Finanzraths ganzes Spiel verdorben hätten.

Er wartete noch 14 Tage. Jezt fing ihm an bange zu werden. Morgen wollte er an einen Freund in der Residenz schreiben und sich so ganz von Ferne nach dem geheimen Finanzrath von Hanf erkundigen. Noch denselben Morgen schrieb der geheime Finanzrath: er habe seine Geschäfte abgemacht, er sey im Begriff, den Präsidenten zu cassiren; dieser werde sich nachher auf seine Güter begeben, aber nicht lange dort verweilen; die schuldigen 500 Rthlr. sollte der Postmeister nächste Woche erhalten. An demselben Abend trat ein Jäger in sein Zimmer. Der Herr Präsident haben hier eine Viertelstunde vor der Stadt ein Rad zerbrochen; Sie lassen den Herrn Postmeister daher ersuchen, Ihnen ein

Chaisenrad zu leihen. Aha! entgegnete der Postmeister hohnlächelnd: gehen der Herr Präsident auf Dero Güter? Ja, Herr Postmeister! Der Herr Präsident wird wohl lange dort verweilen? Einige Monate, der Herr Präsident gehen auf Urlaub hierher. Ha ha ha ha! Urlaub! Cassation! Cassation wollen der Herr Leibjäger sagen. Ich verstehe Sie nicht, sagte trocken der Jäger. Glaube es wohl, lieber Freund! Der Präsident ist um diese Zeit sonst nie auf seine Güter gezogen. Ich weiß es besser. Sagen Sie Ihrem Herrn Expräsidenten, daß ich für ihn kein Rad hätte. Ich weiß wohl einen, der ihm damit aufwarten kann, und wäre ich König, ich wollte den saubern Herrn Präsidenten, bey meiner armen Seele, darauf bringen. Sag' Er das seinem Herrn.

Der Jäger schüttelte den Kopf, ging und meldete von Wort zu Wort dem erstaunten Präsidenten den gehabten Zwiesprach, Der Mensch hat getrunken, erwiederte lachend der Präsident nnd machte sich selbst auf den Weg zum Postmeister. Sieh da, neuer Herr Expräsident! rief ihm der Postmeister mit dem schimpfenden Tone der Verachtung entgegen. Ei, ei, wie sehen wir uns wieder? Aber so geht es, wenn man immer mit der Nase hoch hinaus will. Schlecht, schlecht, grundschlecht haben Sie Ihre Rolle gespielt. Auf Ihren Trümmern blüht mein Glück empor. Wir waren

sonst Freunde! aber das hört nun auf. Verstehen Sie mich, mein Herr? das hört nun auf.

Der Präsident war wie aus den Wolken gefallen. Er traute seinen Ohren nicht. Im ersten Augenblicke hielt er den Postmeister für wahnsinnig. Machen Sie keine Ceremonien, mein Herr! rief der Postmeister hohnlachend. Den König so zn betrügen, das ist keine Bouteillen-Sache. Stellen Sie sich, wie Sie wollen; ich weiß alles. Der geheime Finanzrath Baron von Hanf ist mein Specialissimus. Na! geht Ihnen nun ein Licht auf?

Der geheime Finanzrath Baron von Hanf? Aha, sind Sie im Klaren? liebwerthester Herr gewesener Präsident! Hier ist alles schon ruchbar; heute früh schrieb's mir mein Intimus. Wollen Sie noch läugnen? Herr Postmeister! ich bewundere meine Fassung. Aber das Räthsel müssen Sie mir lösen, oder ich lasse Sie in Ihrem eigenen Hause arretiren. Dieß Mißverständniß ist mir doch ein wenig zu stark. Das Wort arretiren brühte den Postmeister ab. So konnte ein Expräsident nicht sprechen. Er wurde in seinem Glauben etwas wankend. Doch verlor er seine Haltung noch nicht ganz. Da, hier, Herr — Herr Präsident, schwarz auf weiß, schwarz auf weiß. — Er überreichte dem Präsidenten des Barons eigenhändigen Brief. Der Präsident

las, faltete den Brief langsam wieder zusammen und gab ihn dem Postmeister zurück. Der Mensch da ist nicht geheimer Finanzrath und nicht Baron, sagte er ruhig: es ist der Controlleur Hanf; ich kenne seine Hand. Ich habe den Mann oft gewarnt. Seiner Betrügereien wurden am Ende zuviel. Er ist gestern früh gefänglich eingezogen worden. Sind die gegen ihn eingekommenen Denunciationen nur zur Hälfte wahr, so hat er lebenslängliche Festungsstrafe verwirkt. Die 500 Rthlr., die er Ihnen nach diesem Brief schuldig ist, bekommen Sie nie wieder. Er hat keinen Pfennig im Vermögen.

Der Schreck schmetterte den Postmeister zu des Präsidenten Füßen nieder. Hochbetrautester Herr Präsident, treu gehorsamster Diener und Rath unsers allergnädigsten Königs, schrie er heulend und wand sich wie ein Wurm um die Kniee des Präsidenten: wie unglücklich, wie blind, wie starrblind bin ich gewesen! Heiliger, lieber Gott, was habe ich gethan! wie mache ich mein Majestätsverbrechen wieder gut! Mein Geld verloren, meine Aussichten verloren, die Gnade meines höchstverehrlichen Herrn Präsidenten verloren, meine Chocolade, mein Frühstück, Gott, Gott, dieser Bösewicht!

Der Präsident achtete auf sein Gewimmer wenig, setzte sich an des Postmeisters Schreibtisch, schrieb eine Anweisung

von 250 Thalern auf die Kammer in P. à Conto seines Gehalts, gleich nach Sicht an die Ordre des Postmeisters zahlbar, händigte sie dem Postmeister mit der Aeußerung ein, daß er seinen Schaden zur Hälfte tragen wolle, überließ den Erbärmlichen seinem gerechten Staunen und ließ sich vom Bürgermeister des Städtchens einen Wagen zur Fortsetzung seiner Reise verschaffen.

Theodor,

oder:

Die Peruvianer.

(Frei nach Pigault — Le Brün.)

Unter der Regierung Ludwig des XIV., die man zu sehr gelobt und getadelt hat, schien der französische Seehandel durch den thätigen Colbert neues Leben zu gewinnen. Mit ungeheuern Kosten hatte dieser Minister zu Pondichery eine Kolonie angelegt; Sankt=Domingo zählte damals nur einige Pflanzer. Diese Anfangs schwachen Versuche wollte eben des Ministers Sorgfalt vermehren, und durch neue Ansiedelungen unterstützen, als König Wilhelm in seinen Zwist mit Ludwig XIV., den Kaiser, das heilige römische Reich, Spanien, Holland und Savoyen verwickelte.

Kaum war der Krieg eröffnet, so nahmen die Holländer Pondichery weg, und zernichteten den französischen Handel mit Ostindien. Die Engländer zerstörten ihrer Seits die Pflanzungen der Franzosen zu Sankt=Domingo. Du Guay=Trouin, einer der größten französischen Seehelden, war nur

noch Rheder, aber mit einem regen Geiste begabt, und durch Ruhmsucht beherrscht, schwur er, die Ehre seiner vaterländischen Flagge zu rächen.

Seine Verwandten, die zu Sankt-Malo Handel trieben, rüsteten auf gemeinsame Kosten eine Fregatte und zwey Corvetten aus. Du Guay-Trouin sticht in die See, und sucht auf der unüberschaubaren Fläche Feinde und Ehre.

Wir wollen diesen Seemann seinen großen Schicksalen überlassen, die er kampflustig, rastlos und glorreich verfolgte; um uns mit den Abentheuern unsers Helden zu beschäftigen. Am Bord einer der zwey Corvetten befand sich ein Jüngling von Sankt-Malo, schön wie ein Engel, gefühlvoll und stolz wie ein französischer Ritter, tapfer wie Jeder, der die Ehre seines Vaterlandes vertheidigt.

Ein dichter Nebel trennte Theodor's Corvette von den zwey übrigen Schiffen. Du Guay-Trouin wollte zu Herrn von Pointis segeln, der sich bey der Insel Tortaga gegen die Spanier rüstete, um Carthagena zu überfallen und zu plündern. Herr von Forville, Theodor's Hauptmann richtete seinen Lauf nach den Antillen, in der Hoffnung, früh oder spät, seinen Befehlshaber dort zu finden.

Auf der Höhe des Wendekreises wurde die Corvette von einem schrecklichen Sturm überfallen, und in das Südmeer geworfen.

Während einer ganzen Woche heulte ein entsetzlicher Wind; Donner und Regen hörten nur augenblicklich auf; die Dunkelheit, die vorhandene Gefahr und die daher unvermeidliche Unordnung, hatten es unmöglich gemacht, die Höhe zu erreichen. Als sich der Himmel wieder aufhellte, die Besorgnisse verschwunden und die Kräfte hergestellt waren, wollte man auch wissen, wo man sey. Mit der größten Verwunderung überzeugte man sich, daß man eine ungeheure Strecke Wegs zurückgelegt hatte, und sich im stillen Meere befinde, von dem damals die Seefahrer nur den Theil kannten, der Peru's Küsten bespült. Diese feindlichen Ufer waren also die einzige Zufluchtstätte eines lockern Schiffes das wegen des überstandenen Sturms nicht länger die See halten konnte.

Für edelmüthige Franzosen war es äußerst hart, die stolzen Spanier um Ketten zu bitten. Dieser Gedanke war dem Herrn von Forville ein Gräuel; allein das Heil der Mannschaft überwog den Durst nach Ruhm. Es ward daher beschlossen, in den ersten spanischen Hafen einzulaufen, und sich gefangen zu geben.

Theodor konnte nicht begreifen, daß man die Gefangenschaft dem Tode vorziehen könne, und zum ersten Male erfrechte er sich, seines Hauptmanns Meinung zu wider-

sprechen. Man entdeckte die kleine Insel Socoro, die jener von Chiloé nahe liegt. Er machte den Vorschlag, auf derselben zu landen, und wenn man eine bequeme Bucht finde, das Schiff zu kielhohlen. „Zum Uebergeben hat's noch Zeit, sagte er, handeln ist besser, als reden.“ Der Enthusiasmus, mit dem er sprach; das Feuer, das in seinen Augen glühete; der Edelmuth, der auf seinem Angesichte lesbar war, rissen die übrigen Meinungen hin, und ein zwanzigjähriger Steuermann hatte die Ehre, erfahrne und geschickte Seeleute und Officiere zu überzeugen.

Man war nur noch einige Stunden von der Insel entfernt, und signalirte eine spanische Fregatte. Obschon er in jeder Hinsicht schwächer war, wäre Herr von Forville nicht angestanden, die Fregatte anzugreifen, wenn er mit seinem Schiffe nur mit einiger Leichtigkeit hätte manövriren können. Da er jedoch nichts über sich nehmen wollte, so versammelte er zum zweiten Male seinen Kriegs-Rath, und war über die Entschlossenheit seiner Offiziere erstaunt. Theodor hatte sie mit seiner Kühnheit angesteckt. Sie machten den Vorschlag, die Fregatte zu erwarten, und wenn es möglich sey, die Hacken zu werfen und zu entern. Herr von Forville war ein kaltblütiger Mann, ihm leuchtete zwar die Verwegenheit des Vorhabens ein, allein als ein tapferer Anführer widersetzte er sich demselben nicht.

Die Streitaxt in der Hand, vor Freude glänzend, stand Theodor auf dem Verdeck. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, sich auszuzeichnen. Schrecklich, kühn und reizend, glich er dem adonisirten Kriegsgotte.

Mit vollen Segeln rückte die spanische Fregatte heran. Sie hatte den Vortheil des Windes. In der Entfernung eines halben Kanonenschusses hielt sie still, und fing den Angriff an. Als Herr von Forville die Unmöglichkeit sah, zu entern, entschloß er sich, im Untergang tapfer zu sterben.

Um die Last der Corvette zu erleichtern, hatte man während des Sturms einen Theil der Kanonen in die See geworfen; mit denjenigen, welche noch übrig blieben, konnte man wegen der Langsamkeit des Manövrirens nur wenig leisten. Die spanische Artillerie schmetterte die Franzosen zu Boden; sie wehrten sich jedoch kühn und hartnäckig; allein das durchlöcherte Schiff lief Gefahr, jeden Augenblick unter zu gehen. Man mußte die Segel streichen; stracks verbrannte Theodor die Flagge, um sie nicht schmerzvoll dem Ueberwinder übergeben zu müssen.

Sobald die Spanier keine Feinde mehr zu bekämpfen hatten, sahen sie in den Unglücklichen nur Menschen, welche das Meer zu verschlingen drohete. Sie ließen alle ihre

Boote ins Meer, nahmen die Besiegten auf, und bestrebten sich durch Sorgfalt und Menschenfreundlichkeit die Unbill des Schicksals an ihnen zu ersetzen.

Der spanische Schiffshauptmann war großmüthig; allein die Kriegsgesetze sind bestimmt, und von ihm hing es nicht ab, Franzosen die Freiheit zu schenken, welche er, die Waffen in der Hand, gefangen genommen hatte. Er landete mit ihnen im Hafen von Pisco, von wo man sie nach Lima, Peru's Hauptstadt, abführte.

Der Vice-König bestrebte sich, das edle Benehmen des spanischen Hauptmanns nachzuahmen. Die französischen Offiziere erhielten die Stadt zum Gefängniß. Theodor war noch nicht Offizier, sobald man ihn aber sah, erkundigte man sich nicht nach seinem Stande, sondern behandelte ihn, wie die übrigen.

Der Aufenthalt zu Lima war allerdings geeignet, einen Jüngling zu entzücken, der nur noch Sankt-Malo und die See kannte. Diese Stadt hatte damals das Erdbeben noch nicht heimgesucht, welches sie später verwüstete. Ihre Straßen waren mit silbernen Platten gepflastert und die Palläste und öffentlichen Gebäude geschmackvoll gebaut. Der Fluß, welcher seine Mauern bespülte, war in Kanäle ge-

leitet, welche in alle Quartiere für die Bequemlichkeit der Bewohner Wasser brachten, die Gärten verschönerten und die Landschaft befruchteten.

Die Augen sind bald des Sehens müde, wenn sich der Genuß auf Bewunderung beschränkt. Was aber Theodor nicht ermüdete, war das bunte Gewühl liebenswürdiger Creolinen, unter welchen es sehr schwer war, eine Wahl zu treffen, und wobei unser Held versucht ward, ein Minne-Cosmopolit zu werden. Lebhafte, feurige Augen, eine weiße Haut, eine zarte, reizende Gesichtsfarbe, einen mittelmäßigen, aber edeln Wuchs, ein Haar, schwarz wie Ebenholz, dick und lang, das der Schamhaftigkeit zum Schleier dienen könnte; dies alles verdanken sie der guten Mutter Natur: diamantene Ohren- und Fingerringe und Armbänder; ein Gewand, das weder Hals noch Busen deckt, und nur bis zur Hälfte des Fußes reicht, von da bis zum Knöchel eine Spitze, welche die Zipfel der Strumpfbänder sehen läßt, die mit Gold, Silber oder Perlen gestickt; dies hingegen sind die Mittel, welche sie der Kunst entlehnt, um noch verführerischer zu werden.

Die Anlockung der Freude macht den Zauber vollständig. Musik und Tanz lieben sie leidenschaftlich, in beiden Künsten sind sie Virtuosinen. Stolz und gefühlvoll, wür-

den sie einem Manne, der ihr Herz nicht zu rühren vermöchte, ohne zu erröthen, nicht die geringste Gunst gestatten; ihrem Liebhaber jedoch dürfen sie sogar den Minnesold nicht verweigern.

In der Mitte dieses rührigen, holden Schwarmes erschien Theodor wie der jugendliche Tag, welcher der trunkenen Natur zulächelt. Vor den Grazien beugt sich der Stolz; er fand nur Herzen, die ihm entgegen schlugen. Mit seiner Freiheit hatte er alles verloren; die Liebe ersetzte den Verlust tausendfach. Täglich erhielt er von unbekannten Händen, die sich so gerne errathen ließen, das Nöthige, das Ueberflüssige, ja sogar alles, was der ausgesuchteste Luxus darbot. Stets höflich, geschäftig, galant und geistreich, war er so glücklich, als man es seyn kann, wenn man sich nicht verplempert hat; denn seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Einen ganzen Monat brachte er in einem beständigen Sinnenrausche zu, dem endlich der Ueberdruß folgte. Bei dem Gedanken an Ruhm, pochte Theodors Herz wieder, oder sein Schicksal zog ihn wie Magnet zum Gegenstande, welcher ihn auf ewig fesseln sollte. Seine Unthätigkeit, sein üppiges Leben, wurden ihm zum Eckel. Er schämte sich seiner selbst, und entschloß sich, den Vergnügungen

muthig zu entsagen, um sein Leben ganz dem Ruhm zu weihen. Er wagte es, das feste Land zu durchreisen, um nach Carthagena zu gelangen, wo er den Herrn von Pointis und den Rheder Du Guay-Trouin zu finden hoffte.

Der Weg war lang und gefährlich, und alles zu fürchten, Mühe, Noth und die Landeseinwohner. Weder dem Herrn von Forville, noch seinen Waffengefährten sagte Theodor ein Wort von seinem Vorhaben, das nur der Erfolg rechtfertigen konnte. Heimlicher Weise kaufte der sanftmüthige und treue Corambe, ein junger Peruvianer, den er in seine Dienste genommen, sehr liebte und zum Vertrauten seiner Flucht gemacht, zwei Lamas, um die Kostbarkeiten und, was zu einer solche Reise nöthig war, zu tragen. Bei einbrechender Nacht verließen die beiden Jünglinge Lima, und, den Nordweiser in der Hand, nahm Theodor die Richtung gegen den Meerbusen von Darien.

Sorgfältig vermieden sie die bewohnten Ortschaften. Während des Tages fanden sie leicht frisches Wasser und Früchte zur Labung, welche der Boden ohne Anbau hervorbringt. Des Nachts schützte sie ein Palm- oder Cocosnußbaum vor dem Thau; und ihre müden Glieder ruheten auf dem weichen Moose oder dem üppigen Grase, das zugleich ihren Lamas zum Futter diente.

Am Ende des zwölften Tages kamen sie nach Quito. Ohne Angst noch Unfall hatten sie die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Sie hofften glücklich und frühe genug nach Carthagena zu kommen, um Gefahr und Ehre der gegen diese Stadt bereiteten Unternehmung zu theilen; allein sie waren schon am Ziele ihrer Reise, so hatte es das Schicksal beschlossen.

Quito, eine der vorzüglichsten Städte des ehemaligen peruvianischen Reiches, liegt am Fuße der Cordilleren. Auf der Südseite enthält eine ungeheure lachende und ergiebige Fläche alles, was das Leben erhält und ergötzt. Ohne Gefahr hätte Theodor sich nicht in diese Ebene wagen dürfen, deren mannigfaltiger Anbau eine zahlreiche Bevölkerung andeutete; er entschloß sich also, in das Gebirge zu dringen.

Nur langsam und mit Mühe kam man vorwärts; Theodor aber trotzte allen Hindernissen. Corambe litt und schwieg aus Anhänglichkeit für seinen Herrn, der jeden Unterschied zwischende Meister und Diener aufgehoben hatte. Die starken, geduldigen und leichtfüßigen Lamas kletterten gewandt von Fels zu Fels, und bei den gefährlichen Stellen trugen sie Theodor und Corambe.

Schon befanden sie sich höher als Quito; die Stadt übersahen sie ganz, so wie die große Fläche, welche in der

Entfernung einem einzigen, herrlichen Garten glich: schon glaubten sie alle Hindernisse besiegt zu haben, und unterhielten sich harmlos und offenherzig, indem sie einer geradehin laufenden Linie folgten, welche sie in die Provinz Neugranada hinunterführen sollte. Als sie um einen ungeheuern Felsblock bogen, ergriff sie erschütterndes Erstaunen, und Theodor selbst empfand ein Gefühl, das an Furcht gränzte. Zweihundert Schritte vor ihnen gewahren sie eine spanische Verschanzung; alle Soldaten sind in Bewegung, denn die Schildwache hat sie bemerkt. Zwölf bis fünfzehn Soldaten kommen aus der Verschanzung, und dringen gegen die Flüchtlinge vor: ein Augenblick nur, und ihr Entschluß ist gefaßt. Theodor gibt seinem Gefährten eine Handvoll Diamanten, umhalset ihn, und sagt: „Fliehe, Corambe, du kennst das Land; ich bereichere dich, sey glücklich, vergiß mich nicht!" — Sie lassen die Lamas laufen, und fliehen so eilig, als es die Ungleichheit des Bodens gestattet; bald sind sie von einander entfernt; sie stehen still, sehen sich an und winken mit Hand das letzte: „Lebewohl!"

Ein gebahnter Fußweg liegt vor Theodor, er schlägt ihn ein, und fliegt mit Blitzesschnelle denselben entlang. Die Spanier verfolgen ihn hartnäckig. Der Weg führte zu den Minen, und die kleine Festung hatte man, um Jene von den Goldgruben zu entfernen, welche ent-

weder von der Regierung, oder den Eigenthümern nicht für ihre Angestellten und Untergebenen anerkannt wurden. Theodor konnte die Hoffnung eines großen Vermögens nicht bewegen, sein Leben für den Besiz desselben auszusezen; aber die Vorsichtigkeit, mit welcher er weiter vordrang, als man ihm nachsezte; zwei Hausthiere, welche, von allen Lebensmitteln entladen, dazu bestimmt schienen, eine kostbare Last aufzunehmen; alles trug dazu bey, den Jüngling verdächtig zu machen.

Theodor war des Bodens Reichthum, über welchen er wegflog, nicht bekannt; er glaubte also, Blutgier sporne die Spanier. Er verdoppelt seine Schritte, und befindet sich schon weit von Kriegern, deren Lauf durch ihre Bewaffnung erschwert ist. Am äußersten Ende des Fußsteigs, den er in einem Nu erreicht, gewahrt er einen zweiten Wachtposten: er schlägt sogleich einen andern Weg ein, und wirft sich quer in die Felsen. Nur vom Ungefähr geleitet, springt er auf- und abwärts. Bald schwebt er über einen Abgrund, sich mit einer Hand und einem Fuße an der Spize eines Felsens haltend, der mit ihm in die Tiefe zu stürzen droht; bald dringt er durch eine Schlucht, schwimmt durch einen Bergbach, verbirgt sich einen Augenblick vor den verfolgenden Spaniern, die er fast im gleichen Augenblick wieder hinter sich hört; bald sucht er eine Höhle, welche ihm die Na-

tur versagt; seine Kräfte sind erschöpft, mit ihnen sein Muth gesunken; wider Willen muß er stille stehen.

Die noch müdere Soldaten bleiben ihrer Seits auch stehen, allen ist Ruhe dringendes Bedürfniß. Die Spanier wollten den Flüchtling nur mit dem Auge verfolgen und beobachten, der ihnen, wie sie wähnten, nicht entrinnen konnte. Am Fuße des Berges Caymbur, der sich steil bis zu einer schrecklichen Höhe erhebt, und den man für unbesteigbar hielt, war Theodor im Begriff, angehalten zu werden. Zurückgehen konnte er nicht, weil ihn die Feinde leicht umzingeln und beim geringsten Widerstande tödten konnten: siie hatten also keine Ursache, ihren Lauf zu beschleunigen, und so lange Theodo unbeeglichw blieb, aührten sie sich nicht.

Ihr Benehmen konnte er sich nicht erklären. Ohne lange nach ihrem Beweggrunde grübeln zu wollen, benützte er den augenblicklichen Stillstand, um sich zu erholen. Er aß einige Kräuter, die er unter der Hand fand. Diese karge Kost, obschon unzureichend zur Herstellung der verlornen Kräfte, stärkte ihn doch. Er hing noch am Leben, und war entschlossen, alles zu wagen, es zu retten. Er steht auf und setzt den mühevollen Lauf fort.

Ihrer Seits brechen die Spanier auch auf; sie dringen aber nur langsam vor. Theodor läuft über flache Felsen,

und läßt seine Verfolger weit hinter sich. Er hält wieder still, um die ihn umgebenden Gegenstände zu betrachten, und die zunehmende Richtung zu wählen.

Nicht weit von ihm steht der ungeheure Bergriese, dessen breite Felswände ihm aller Orten den Durchgang hemmen. Die Spanier haben sich entfaltet; zwanzig Schritte von einander gehend, bilden sie einen furchtbaren Halbkreis, der jede Flucht unmöglich macht: er hält sich für rettungslos verloren. Der nächsten Gefahr weicht man jedoch stets am ersten aus: er setzt seinen Weg gegen den Berg fort.

So wie er näher kömmt, glaubt er Ungleichheiten an der Felswand zu erblicken. Bald gewahrt er hervorstehende Felsbrüche, welche eben so viele Stützpunkte bilden, und leichte Ritzen, zwischen denen Lianen und andere kriechende Pflanzen herausdringen. Auf seine Geschicklichkeit, auf sein Glück zählend, wagt er es, den Berg zu besteigen.

Am Fels klammert er sich an, ergreift die Liane, und klettert wie an einem Seile empor; der ersten Pflanze folgt eine zweite, und so kömmt er immer höher. Er strengt sich äußerst an; der Schweiß trieft von seinem ganzen Leibe: aber nun hat er auch sein Leben nur gegen die Schwierigkeiten zu vertheidigen, welche ihm eine gänzlich senkrechte

Masse

Masse darbietet. Die Spanier gelangen bis zum Fuße des Berges, und bleiben verwundert und lautlos stehen, als sie sehen, daß sich Theodor außer dem Flintenschusse befindet.

Mit beschränkten Mitteln zur Ausführung, aber mit unbeschränkter Einbildungskraft unternimmt die Jugend Wagestücke, deren Erfolg sie vorher nicht zu berechnen weis: so auch Theodor; denn länger vermag er die mühevolle Anstrengung nicht zu ertragen. Seine Hände und Kniee sind verwundet und blutrinnig; seine Nerven haben ihre Schnellkraft verloren; sein geschmeidiger Körper ist steif geworden. Er ist entmuthigt, er seufzt, und, in sein herbes Schicksal ergeben, ist er im Begriff, seine Liane loszulassen, welche ihn noch hält, um, in der ungeheuern Tiefe zerschellend, dem gewissen, schrecklichen Ende entgegen zu stürzen. Vor seinem Erlöschen auf immer, wirft er noch einen trüben Blick zum Himmel.

Verwundert gewahrt er über sich einige Klafter höher eine Vertiefung. Vielleicht gelänge es ihm, sie zu erreichen, wenn er ein wenig ausruhen könnte? Wie ist aber in einer solchen entsetzlichen Lage Ruhe möglich? Das Graussen vor der Zernichtung macht den Menschen erfinderisch. Mit der einen Hand nimmt Theodor die Liane, welche er kaum mehr zu halten vermag; mit der andern windet er

sie mehrere Mal um seinen Leib, und bindet sie an der Wurzel fest. So bleibt er, über der Kluft schwebend, auf einem Felsenspitz leicht angelehnt. Welche Ruhe!

Er sieht einer ungewissen, grauenvollen Zukunft entgegen, der er sich leichtsinnig in die Arme geworfen, und seufzt über den Verlust der Lebensfreuden, die er in Lima genossen. Wenn er auch die Vertiefung erreicht, die jetzt das einzige Ziel seiner Wünsche ist, wie wird er sich daselbst die elendesten Nahrungsmittel zur Fristung des kummervollen Lebens verschaffen können? Er mag seine Blicke hinwenden, wo er will, er sieht nur eine nackte, brennende Felswand, und einige zähe, faserige Pflanzen vor sich.

Welcher Unglückliche hält es nicht für eine Gnade, wenn er das elendeste Daseyn um einige Stunden verlängern kann? Theodor, während er die Ruhmsucht verflucht, deren glänzende Täuschungen ihn geblendet hatten, und er über seine Unvorsichtigkeit bittere Bemerkungen macht, band die Liane los, der er das unschätzbare Geschenk verdankt, einige Augenblicke frei athmen zu können. Er klettert wieder empor, das Auge sehnsuchtsvoll nach der Vertiefung gerichtet, die vielleicht seine Gruft seyn wird.

So wie er höher steigt, ändert sich die Form der Gegenstände. Was er für eine Vertiefung gehalten, ist nur

der Schatten eines hervorragenden Felswinkels; er bemerkt aber, daß sich an dieser Stelle der Berg dreißig bis vierzig Schritte von seinem Fuße entfernt, und er hofft da eine Verflächung zu finden. „Vielleicht ist es eine Erdschicht.... „o, wenn sie ergiebig, wenn sie bewässert wä„re!" — Sein beklemmtes Herz entfaltet sich, seine Lippen lächeln, der Unglückliche hofft; lindernder Balsam fließt in seine Adern, und giebt ihm die ursprüngliche Lebhaftigkeit wieder.

Er erreicht das so sehnlich erwünschte Ziel. Mit seinen Händen hat er die Spitze der schrecklichen Felswand berührt, längs welcher er so geraume Zeit zwischen Leben und Tod schwebte. Der Stamm eines starken Gesträuchs umfaßt er kräftig mit seiner Hand; und, sich ausdehnend, und wieder zusammenziehend, gelangt er mit einem kühnen Satz auf eine breite mit Rasen bekränzte Platte. Er wirft sich auf die Kniee, in Anbetung des Allmächtigen verloren, und fällt in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, übersah er mit einem Blick die ihn umgebenden Gegenstände. Eine Vierielstunde breite und acht bis zehn Ruthen tiefe Fläche, war durchgängig mit einer Menge von Gesträuchen und Pflanzen bedeckt, die weiter unten nicht bekannt waren. Allenthalben pflückte

der heißhungrige Theodor wilde, aber schmackhafte Früchte, die er köstlich fand. Nachdem er das dringendste Bedürfniß gesättigt, untersuchte er diesen Ort, den vor ihm vermuthlich niemand betreten, mit der größten Genauigkeit. Lange suchte er einen Tropfen Wassers zu Löschung des Durstes, ohne welchen sein Leben nur von kurzer Dauer seyn konnte; allein vergebens. Fast verzweifelt sank er auf den Rasen zurück.

O Thränen! Ihr seyd die letzte Hülfe, die der Unglückliche empfängt; ihr versüßt die Bitterkeit des Mißgeschicks, und ertränkt beinahe sein Andenken. Nachdem er geweint, fand sich Theodor erleichtert, und fähig, wieder zu denken und zu handeln. Mit einem schneidenden Kiesel und einem spizigen Aste konnte er Löcher in die Erde graben, um das Regenwasser aufzufassen, das sich aber bald wieder verlieren mußte; er gab also diesen Gedanken auf. Vielleicht hat die Zeit auf einer der Felsenspizen, die er fast alle erklimmt, ein Becken eingegraben. Er geht am Rand des Abgrundes zurück, dessen Krümmungen er durchspähet; er reißt die Rasenbüschel aus, schiebt die Aeste weg, welche ihm die Quelle zu verbergen scheinen . . . . . Wie ein Bliz erleuchtet ihn der Gedanke: da er habe hinaufklettern können, werde es auch möglich seyn, herunter zu steigen. Er wird noch mehr Hindernisse zu beseitigen haben; allein dies ist der

einzige Ausweg, der sich ihm darbietet, und sobald die Spanier sich werden entfernt haben, soll eine Ausführung beginnen.

Ein vernünftiger Gedanke erzeugt einen andern. Warum würde er aus den biegsamen Pflanzen nicht ein langes, dauerhaftes Seil flechten, und solches am stärksten Baumstamm anbinden? Warum an demselben nicht in gewisser Entfernung kleine Aeste anbringen, welche eben so viele Sprossen bilden würden? Um aber zu wissen, wie viel Zeit eine solche Arbeit erfodert, muß man zuvor die Höhe ungefähr berechnen, die man erreicht hat. Er lagert sich am Rande des Felsen, streckt den Kopf hervor, und findet, daß die Entfernung bis zum Boden die Verfertigung des Seils in zwei Tagen möglich macht, und während dieses Zeitraums kann man das Wasser entbehren, wenn man hinlänglich mit Früchten versehen ist. Bis dahin waren alle seine Gedanken tröstend gewesen, eine Bemerkung aber beunruhigte ihn: Am Fuße des Berges sieht er nur noch vier Spanier, was ist aus den andern geworden? Sie können sich doch nicht so weit entfernt haben, daß sein Auge sie nicht mehr erreichen könnte; denn sein Sehkreis dehnt sich ungeheuer weit aus? Hätten sie einen Paß gefunden, der bis zu ihm führen würde? Seine Unruhe verwandelt sich schnell in Furcht. Er steht eilfertig auf, läuft überall

hin, wo der Fels sich wendet und einen Vorsprung bildet, der ihm die Geegnstände verbirgt . . . o Elend ohn' Ende! von dem entferntesten Theile der Platte kann er zehn Spanier zählen, welche ihre Gewehre am Schultergehänge trugen, und zwar beschwerlich, aber im Vergleich mit dem Weg, den er zurückgelegt, bequem herauf steigen.

Der Vice-König gibt den Soldaten, welche diejenigen anhalten, die in das Innere der Goldgruben zu dringen suchen, eine ziemlich beträchtliche Summe zur Belohnung. Das Geld spornte sie also an, während Theodor in ihrer hartnäckigen Verfolgung nur blinde Wuth ahnete.

An seiner Stelle würde wohl Niemand gezweifelt haben, daß sie ihn schonungslos umbringen wollten. Was konnte er ihnen entgegensezen? Er war ohne Waffen, und seine Kräfte sowohl durch übermäßige Anstrengung, als heftige Gemüthsbewegung erschöpft. Er verlor beinahe die Besinnung, und doch trieb ihn eine maschinenartige Bewegung, den schrecklichen Todesstreich aufzuschieben. Er dringt in die Stauden, kriecht in das Gestrüppe, und vergirgt sich in demselben. Die Hoffnung ist das lezte Gefühl, welches uns verläßt, und, ihr trauend, schmeichelt sich Theodor, nicht entdeckt zu werden.

In dieser peinvollen Angst bringt er unbeweglich, den Athem zurückhaltend, eine ganze Stunde zu. Das Blatt,

welches der Wind bewegt oder wegbläst; das Vögelchen welches auf dem nächsten Aste ruht, Alles vermehrt seinen Schrecken, der bald den höchsten Grad erreicht. In geringer Enfernung hört er Fußtritte; er horcht noch genauer, und vernimmt Worte, zwei Schritte vor ihm.

Di äußerste Furcht raubt jede Denkkraft. Auf Händen und Kneen kriecht Theodor zurück, ohne zu bedenken, daß das Gerüsch der Aeste, welche er dadurch bewegt, entsenkt und bricht, ihn nothwendiger Weise verrathen muß. Er gelangt bis zum Fuß des Berges. Die Spanier sehen oder errathen ihn. Sie schreien vor Freude auf und dringen ihm nach.

Das Blut erstarrt in seinen Adern, seine Glieder sind mit kaltem Schweiße benetzt. In diesem schrecklichen Zustande drückt er sich mit aller Kraftanstrengung an den Felsen, der ihn anfhalten soll, dessen Seiten sich aber zu öffnen schienen, um ihn von seinen Feinden zu erreten. Er glaubt, die Sonne habe ihnen ihr Licht entzogen, damit sie ihn nicht länger verfolgen können; die Täuschung ist endlich so vollkommen, daß er in einem engen, finstern, unterirdischen Gange zu seyn wähnt. Ein heftiger Schlag, den er an den Kopf erhält, beweist ihm, daß alles Wirklichkeit sei. Er spürt mit den Händen, und findet ein rauhes, un-

ebenes Gewölbe. Er bückt sich, kriecht, steht wieder auf, bückt sich wieder; verlängert sich wie das Gewürme, und schlingt zwischen dem spizigen Fels durch, der ihm den Rücken oder die Brust zerschellt. Eilig, so viel es seine erschöpften Kräfte und die Dunkelheit gestatten, dringt er vor. Er steht still, horcht, hört nichts, und faßt wieder Muth.

Wirklich waren die Spanier am Eingang der Höhle stehen geblieben, in welche sich nur ein Unglücklicher wagen konnte, um sein armseliges Leben auf kurze Zeit zu fristen. Durch feuchte, ungesunde kalte, Luft, giftiges Ungeziefer, reißende Thiere, die sich im unterirrdischen Gang verborgen haben konnten, durch grauses Dunkel, das darin herrschte, mußte jeder Anderevor dem Eintreten zurückgeschreckt werden; das Ende der Höhle hingegen, der Hunger, die Hoffnung der Begnadigung, alles dies sollte den Schuldigen bewegen, wieder aus dem Schoos der Erde hervor zu kommen. So dachten die Spanier, auf Theodors Rückkehr wartend, und einige Früchte essend, welche ihnen die Natur darbot.

Was man wünscht, glaubt man gerne. Theodor zweifelt keineswegs, daß die Höhle durch beide Bergesseiten gehe. Jedoch bemerkt er, daß er durch zahlreiche Krümmungen merklich höher steigt. Er schließt daraus, daß der Gang

lang seyn werde; er entfernt sich aber von den Spaniern, und nichts fürchtet er so sehr, als wieder in ihre Hände zu gerathen.

Ein Theil des Tages war verstrichen, und Theodor immer tiefer und höher gestiegen, ohne einen Ausgang zu gewahren. Endlich verzweifelt er an dem Wiederanblick der Sonne. Wie er sich auch darbieten mag, ist der Tod immer schrecklich. Es reuet ihn, die Spanier nicht erwartet zu haben, das wäre ein Ende seiner Leiden gewesen. Vielleicht hätte sie seine Jugend, sein Unglück erweicht: wären sie auch unbarmherzig gewesen, würden sie doch mit einem einzigen Hiebe seinem kummervollen Dasein ein Ziel gesetzt haben? Wie lange wird er jezt noch warten müssen, bis seine lezte, grausenvolle Stunde schlägt? Er will zurückkehren; aber werden seine Kräfte hinreichen? Wird er bis zum Eingang der Höhle kriechen können? Während er sich im Nachdenken tausend widersprechender Ideen verliert, glaubt er im äußersten Hintergrunde einen hellen Punkt zu erblicken. Er zittert, er springt; das Licht verschwindet. Er verwünscht Himmel und Erde, er verwünscht sich selbst; plözlich verwandelt sich seine Niedergeschlagenheit in Wuth, und er läuft vor sich hin wie ein Rasender. Er zerschellt und verwundet sich am Winkel eines Felsen; die Kraft des Stoßes wirft ihn zur Seite . . . . o unsägliches Glück!

Der lichtvolle Punkt hat ihn nicht getäuscht: er erscheint heller, als da erste Mal, und glänzt auf den Spizen der Kiesel. Theodor begreift, daß der Fels, gegen den er sich gestossen, ihm augenblicklich dieses Licht verborgen hat. Bald kann er um sich sehen; er geht noch einige Schritte, und erblickt den klaren heitern Himmel.

Man denke sich einen Unglücklichen, von Mühseligkeiten entkräftet, von den schrecklichsten Aengsten gepeinigt, der zwei oder drei Male plözlich vom Tode wieder zum Leben überging; nnd man wird einen schwachen Begriff von dem wonnevollen, entzückten Zustande haben, in dem Theodor sich befand. Er denkt nicht an die Zukunft; an das Land, das er entdecken: an das Volk, welches ihn empfangen wird: er sieht dieSonne, er ist glücklich, und hat nichts mehr zu wünschen.

Jedoch löst sich der Zauber immer mehr auf. Die Vorsicht, uneigentlich Vernunft genannt, wird wieder Herrin. Ein dumpfes Gefühl von Furcht und Hoffnung quält den Unglücklichen noch. Er verläßt die Höhle, thut zwanzig Schritte . . . . . Eine herrliche Fläche bietet sich seinem trunkenem Blicke dar, mit angebauten Grundstücken, mit fruchtbeladenen Obstbäumen, schlängelnden Bächen, die, alles befruchtend, sich kreuzen, entfernen und wieder verei-

nigen; kurz er hat das Bild des Ueberflußes vor sich, mit lachenden Wohnungen übersäet.

Die Kultur des Landes, der Häuserbau, alles fand Theodor anders, als in oder um Lima. Er schloß daraus, daß die Einwohner keine Spanier seyen; also hatte er keine Feinde mehr zu fürchten. Ueberall fand er Spuren von einem gesitteten Volke, und durfte demnach auf Hülfe zählen. Er genoß einen jener stillen Augenblicke, wo nach rastlosem Mühen, das Herz auf sich selbst zu ruhen scheint. Er trank aus dem nahen, rieselnden, klaren Bache, aß einige Yomswurzeln und rückte weiter vor.

Kaum hat er hundert Schritte gethan, so gewahrt er fünf oder sechs Männer, die unter einer Platane sizen. Sie hatten einen weißen Leibrock an, und die Lenden mit einem mehrfarbigen Bande umgürtet; ihr Kopfputz bestand aus einer Binde von glänzenden und aufrechtstehenden Federn, ihre Gesichtsbildung schien augenehm und sanft. Es waren; ohne Zweifel Freunde, welche ihm eine hülfreiche Hand anbieten würden.

Wie er sich ihnen näherte, bemerkte er Bogen, Köcher, und Keulen, die auf dem weichen Moose zerstreut herumlagen. Die Ansicht dieser Waffen trübte seine Sorglosigkeit

nicht, und ohne Furcht und Zagen war er im Begriff, sie anzureden. Kaum hatten sie ihn aber erblickt, so sprangen sie hastig auf und spannten ihre Bogen, indem sie heftig schrien. Theodor nimmt sein weißes Taschentuch, das er vor ihnen bewegt; sie fahren jedoch in ihrem Angriffe fort. Schon suchen sie in ihrem Köcher den schärfesten Pfeil, und neuerdings muß er mit dem Tode ringen, der unter allerlei Gestalten sein Leben befehdet. Altes, dicht verwachsenes Gesträuche ist ihm nahe; er läuft dahin; die Pfeile fliegen, pfeifen, treffen ihn aber nicht; er verdoppelt seine Schritte, die neuen Feinde ihm nach.

Er ist im Begriff, in den Hain einzudringen; aber rüstigen Männern, die im Laufe den Rasen kaum berühren, wird er nicht entgehen können; beinahe erreichen sie ihn schon. Die Bäume werden ihn jedoch gegen ihre Keulen schützen; er wird mit ihnen sprechen, ihnen sagen können, daß er unglücklich sey, und daß er sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergebe. Er macht die letzte Kraftanstrengung, und gelangte unter einem schirmenden Schatten, wo ihn Niemand angreifen darf.

Alles an diesem unbegreiflichen Tage sollte ihn in Verwunderung setzen. Diejenigen, welche ihn verfolgen, bleiben am Rande des Haines stehen und verbeugen sich ehr=

furchtsvoll. Theodor zieht daraus den Schluß, daß dieser Ort dem Gottesdienste geweihet, und eine heilige, unverletzbare Zufluchtsstätte ist. Er faßt wieder Muth nnd vertieft sich in diesem dunkeln, stilleu Haine. Aeltere und jüngere Grabmäler bestätigen seine Ansicht. Ihre Thüren sind von Zedernholz, die Angeln und Bänder von Gold.

Bei der Wendung um eines dieser Grabmäler gewahrt er ein eben so auffallendes, als imponirendes Schauspiel. Ob einem Altare, auf welchem eine bläuliche Flamme emporlodert, ruht eine offene Kuppel auf Säulen von massivem Golde. Vom Altar hinweg befindet sich ein Kreis von Sitzen, die mit Baumwollenstoffen von verschiedenen Farben bedeckt sind. Im Grunde des Heiligthums leuchtet von oben bis unten das Bild der Sonne, aus Goldplatten verfertigt. Der Fußboden ist künstlich in Silber gearbeitet. Zur Rechten und Linken sind die Wände mit Goldtafeln behängt, die in erhabener Arbeit Pizarro's Gräuelthaten darstellen. An einer der Wände steht eine Bildsäule von gleichem Metall, Theodor erkannte den Priesterrock aus dem vierzehnten Jahrhundert. „Ah!“ sagt er: „es ist ohne Zweifel das Bildniß des tugendhaften Las-Casas welches dieses dankbare Volk anbetet. Es ist also wahr, das Andenken des großmüthigen Menschenfreundes verlöscht nie; es leuchtet fort von Jahrhundert zu Jahrhundert, von

Menschengeschlecht zu Menschengeschlecht, auf den Schwingen der Zeit!"

Er bleibt stehen, in Bewunderung versunken; bei einer neun Erscheinung aber vergißt er Tempel, Gefahr, sich selbst, das Weltall. An den Stufen des Altars knieet eine Priesterin, das Gesicht gegen das Bildniß der Sonne gekehrt, und Theodor sieht nur noch ihre Kleidung, die eine edle Gestalt umhüllt. Sie besteht aus einem langen, schneeweißen Rocke; einem Schleier von gleicher Farbe, der wellenförmig von ihren Schultern herabfällt, und mit dem der Wind auf dem Fußboden spielt. Gold und Silber, geschmackvoll vereint, erhöhen die Farbe des Stoffes, und glänzen am Rande des Schleiers und des Gewandes. Eine Krone von Feldblumen, die man ohne Zweifel täglich erneuert, erhöht durch ihre bescheidene Einfachheit den Aufwand der Kunst,

Die schlanke Gestalt der Priesterin läßt die zarteste Jugend vermuthen, und eine geheime Ahnung ziert sie mit anmuthigen und sanften Reizen. Ein junges Mädchen ist gewöhnlich gefühlvoll, und wenn es noch mit Schönheit prangt, so giebt sie der geringsten Wohlthat einen unschätzbaren Preis. Schüchtern und langsam nähert sich Theodor; obschon er sich selbst nicht gesteht, daß er schön sey,

kann er es doch nicht vergessen haben, und er denkt, daß ein Gelübte, welches wahrscheinlich die Liebe untersagt, jedoch das Mitleiden nicht verbietet. Azili hört gehen sie wendet sich unverschleiert um: es ist der jugendliche Schimmer der Morgenröthe eines hellen Tages. Die europäische Tracht flößt ihr Anfangs Furcht ein; Theodor knieet halb in bittender Stellung: sie sieht in seinen Zügen nur Sanftmuth, und ein Knieender kann kein Bösewicht seyn, zumal wenn seine zärtlichen Blicke um Hülfe flehen. Azili faßt sich und lächelt mit dem Zauber der Unschuld. Der hochentzückte Theodor kann kein Wort hervorbringen; seine Seele spricht aus seinen hellstrahlenden Augen; sein Blut läuft schneller, und erwärmt, entzündet sein Herz, und Theodor fühlt zum ersten Mal, daß er liebe!

Ihrer Seits empfindet Azili eine unbekannte Verwirrung, und überläßt sich dem Zauber, der sie hinreißt. Sie macht sich jedoch keine Vorwürfe, weil sie die Gefahr noch nicht kennt. Vier Schritte von einander entfernt, können sich diese anmuthigen Geschöpfe nicht satt sehen. Die weniger befangene Azili bricht zuerst das Stillschweigen. „Schöner Fremdling, was willst du?" Ihre zarte, biegsame, harmonische Stimme bezaubert ihn noch mehr. Ausser sich vor Entzücken, denkt Theodor an keine Antwort. Die treuherzige Sonnen-Priesterin wiederholt ihre Frage.

In der dem Jüngling bekannten peruvianischen Sprache hat sie ihn angeredet. Sklaven von dieser niedergebeugten Nation sah er in Lima, und oft hat er mit Corambe peruvianisch gesprochen. Diese Mundart, reich an Selbstlauten, ist leicht auszusprechen. Ein Ackerbau treibendes Volk ist nicht reich an Ideen, seine Sprache also arm. Theodor konnte sie demnach hinlänglich, um sie zu verstehen, und auch verstanden zu werden. Er erzählt seine kläglichen Abentheuer; gerührt hört ihm Azili zu. Wenn er die Gefahren schildert, in welchen er geschwebt, seufzt sie; und wenn ihm die Hoffnung wieder lächelt, lächelt sie auch... Die Hoffnung? Unvorsichtige, bald wirst du sie nicht mehr kennen! —

Sie weis noch nicht, was sie für Theodor thun kann, aber sie möchte ihm so gern helfen. Sie soll zwar die Europäer hassen; aber kann dieser schöne Jüngling jenen gleichen, welche ihre Altvordern ermordet haben? Kein Profaner darf in's Innere des Tempels treten, aber dem Fremden sind Gebräuche und Geseze unbekannt. Er ist unglücklich; ihre Gottheit gebeut ihr, den Unglücklichen beizustehen; ihre Mitbürger haben nach seinem Leben getrachtet, sie soll ihn gegen ihre Rachgier schützen, und ihnen ein Verbrechen ersparen. Sie darf den Umfang des Tempels nicht verlassen; werden die Sonnen-Priester und Priesterinnen

nen eben so mitleidig seyn, wie sie? Wenn dies, gegen die Europäer aufgebracht, sein Blut den gemordeten Peruvianern zum Sühnopfer brächte? . . . . Dieser Gedanke allein erfüllt sie mit Grausen und Entsetzen. Sie steht auf; nimmt Theodor bei der Hand, und führt ihn mitten unter die Gräber. „Sieh' da," sagte sie ihm, „das Grab des großen Capana, unsers allgemeinen Vaters, des Stifters dieser glücklichen Kolonie. Wärest du ihm begegnet, er hätte das Gleiche gethan, wie ich; denn stets war Capana des guten aber schwachen Menschen Stütze. Seine Gruft sey einstweilen deine Zufluchtstätte; was ich ferner für dich thun kann und soll, wird mir meine Gottheit eingeben!"

Sie öffnet die Thüre des Grabmals; Theodor, voll Erkenntlichkeit, von Liebe schon trunken, geht hinein, indem er sie segnet. Die junge Priesterin schließt sorgfältig zu, und kehrt zum Altare zurück.

Da, allein mit ihrem Gewissen, prüft sie sich selbst, ernst und streng. Die Gesetze ihres Landes verachten diesen Menschen; sie selbst hat allen Europäern ewigen Haß geschworen; sie gesteht sich selbst, daß sie ihre Gelübde übertrete, und doch empfindet sie keine Gewissensbisse. Was soll sie thun? Theodor noch länger sehen, sprechen, unterstüzen, — dagegen sträubt sich ihre Sittsamkeit, und ihre religiösen

Vorurtheile erwachen. Einen jungen Mann verrathen, der ihr sein Leben anvertraut hat? Ihn verrathen! dies wäre eine unerhörte feige, grausame Treulosigkeit. Aber ihre Gelübte . . . . . ihre Gelübte! Sie wirft sich im Staube vor ihre Gottheit nieder, bittet um Erleuchtung ihrer Unerfahrenheit, um Leitung bei ihrer Zaghaftigkeit. Sie erforscht die geheimsten Stufen ihres Herzens, und findet nur jenes frohe, sanfte Bewußtseyn, welches der Lohn einer guten That ist. „Der Himmel hat sich geäußert, sagt sie; ich seze mich zwar der Gefahr aus, aber dieser Unglückliche soll leben."

Beim Verschwinden des Tages kömmt eine Priesterin sie abzulösen, und das geheiligte Feuer zu unterhalten. Azili kehrt in den Raum zurück, den die Priesterinnen bewohnen. Ohne Zweifel hat Theodor Hunger und Durst; sie hebt die ihr zukommenden Speisen auf. Seine Kleider sind zerrissen, sie nimmt eine Rolle Baumwollenzeug, und verschwindet so bald es Nacht und dunkel wird. Zitternd, voll Unruhe; gelangt sie auf Umwegen heimlich zu Capana's Grabmal ohne daß man sie bemerkt; sie öffnet ganz leise die Thüre; blickt um sich; horcht; ruft mit kaum hörbarer Stimme Theodor steigt die Treppe herauf. Sie gibt ihm eine Schüssel mit Milch angefüllt, einen Maiskuchen, und die Rolle Tuch. Von den Händen der Schönheit empfängt er diese,

Unterstüzung, welche sie nur der leidenden Menschheit darzureichen wähnt.

Die Thüre der Gruft ist geschlossen. Azili befindet sich wieder unter dem ehemals so friedlichen Dache, von dem ein Blick Theodors die Ruhe unwiederbringlich verbannt hat. Sie will sich dem Schlaf in die Arme werfen; er flieht; Theodors Bildniß erscheint stets wieder. In dieser tiefen, kühlen Gruft sieht, denkt, wachend oder träumend, Theodor nur Azili.

Es ist nun Zeit, zu erklären, wie sich eine peruvianische Völkerschaft im Schoos eines Gebirges, mitten zwischen spanischen Besizungen, verborgen hat.

Er erschien, jener schreckliche Tag, den Spanien umsonst aus den Jahrbüchern seiner Geschichte auslöschen möchte, jener entsezliche Tag, an welchem Pizaro Atabalipa empfing' der nicht als Feind kam, sondern als Verbündeter. Capana befand sich unter den Großen des Reichs, welche das Gefolge des Kaisers von Peru bildeten. Atabalipa wurde auf einem goldenen Throne getragen; die Waffen seiner Krieger waren mit diesem Metall bedeckt. Soviel bedurfte es nicht, um die Geldgier grausamer Menschen zu erwecken. Der unglückliche Monarch sprach nur Worte des Friedens: Pi-

zarro antwortete mit Kanonenschüssen. Man kann leicht denken, welchen Eindruck der Anblick der Pferde auf die Peruvianer machen mußte, die sie niederwarfen und zerdrückten; das Krachen der Feuerschlünde und Gewehre, ähnlich dem Donner und Blize, aber noch sicherer treffend und tödtend. Diese Unglücklichen ergriffen die Flucht; in der Eilfertigkeit warfen sie sich selbst unter einander zu Boden. Ein schreckliches Blutbad und Gemezel entstand. Eine große Zahl Prinzen vom Geschlechte der Incas, der höhere Adel alles was Atabalipa's Hof bildete, wurde ermordet; man schonte nicht der Frauen, der Kinder, der Greise, welche von allen Seiten hinzugelaufen waren, um ihren Kaiser zu sehen, den Pizarro zum Gefangenen machte, und durch seines Gleichen zum Tode verurtheilen ließ.

Durch eine Art von Wunder entging Capana dieser gräßlichen Mezelei. Seine gesunde Vernunft überzeugte ihn sogleich, daß die spanischen Waffen überall siegen, und ihre Grausamkeit sein Vaterland gänzlich zernichten würde. Unnüzerweise wollte er sich nicht unter seine Trümmer begraben lassen. Er entschloß sich, für eine geliebte Gattin, für schwache Kinder zu leben, deren einzige Stüze er war; so wie für seine unglücklichen Mitbürger, die sich mit ihm vereinigen würden. Er lief zu seinem Palaste, und erzählte mit weinenden Augen, die Verzweiflung im Busen, den

gräuelvollen, entsetzlichen Auftritt, dessen Zeuge er gewesen. Seinen Feinden überließ er sein Gold, seine Kostbarkeiten, um seine wahren Schätze zu retten. Im Gebirge verbarg er seine Familie.

Täglich gesellten sich einige, irrende fliehende Unglückliche zu ihm, die er mit offenen Arme empfing.

Nach und nach befand er sich an der Spize einer Völkerschaft, die ihn mit einmüthiger Stimme zu ihrem Haupte wählte. Aber je größer die Zahl der Verbannten, desto schwieriger die Mittel, unbekant und unentdeckt leben zu können. Zwar hatten sich die Spanier noch nicht in das Gebirge ausgebreitet, in welchem die reichhaltigsten Goldgruben enthalten sind; denn sie plünderten noch Paläste und Häuser, wo sich das Gold unbearbeitet fand; dieß konnte aber nicht allzeit dauern, und es war leicht vorauszusehen, daß die Habsucht da nicht stehen bleiben würde. Früh oder spät wartete also Sklaverei oder Tod auf Capana und die Seinigen, wenn er nicht eine unbekannte, unzugängliche Zufluchtsstätte finden konnte.

Der gute, unermüdete Capana lief die Cordilieren in allen Richtungen durch, ohne einen Ort zu entdecken, an welchen die Spanier nicht gelangen konnten. Unruhig und

betrübt kam er des Abends zurück, den Harm von seiner Familie zu verscheuchen, und in den Armen seiner Gattin seinen Schmerz und die Mühseligkeiten des Tages zu vergessen.

Er mußte sich endlich immer mehr entfernen, und die Natur des Bodens war ihm nicht stets günstig. Eines Tages schritt er unverborgen daher, als ihn ein Trupp Spanier erblickte, die Pizarro ausgesandt hatte, um die Goldgruben zu entdecken. Er glaubte nicht, daß sie einem einzigen Menschen nacheilen würden, der sie nicht beunruhigen konnte. Sey es aber, daß die Führer zwecklos einen andern Weg einschlugen, oder daß sie von Capana, den sie wahrscheinlich für einen Bergbewohner hielten, sichere Auskunft zu erhalten hofften; sie gingen gerade auf ihn zu.

Der indische Fürst, noch mehr in Furcht gesetzt, als Theodor, nahm die Flucht, wie er, und sein guter Stern geleitete ihn an den Fuß des Cayambur, wo man ihn mit Muth und Anstrengung ohne Gefahr erklimmen kann. Dieser Theil des Berges ist mit so vielen hervorragenden Felswinkeln versteckt, daß ihn Theodor nicht bemerkte, obschon er in der Angst hell sah; Capana aber entging dadurch der wahrscheinlichen Gefahr. Die Spanier verloren ihn aus dem Gesichte; und welch auch ihre Absicht gewesen seyn

mochte, von der Platte aus sah er, wie sie auf dem gleichen Wege, den sie gegangen, zurückkehrten.

Ganz mit seinem Vorhaben beschäftigt, untersuchte Capana die Felsplatte, auf welche ihn das Ungefähr geführt hatte. Damals war der Eingang der Höhle nicht mit Gesträuch verborgen; er entdeckte sie also leicht. Sie schien ihm eng, aber tief, und sogleich überzeugte er sich von den wichtigen Diensten, die sie ihm leisten konnte. Des Tags sollten sich die Peruvianer in derselben verbergen, und Nachts einige sie verlassen, um Kräuter zu suchen, wilde Lama's zu überfallen, Wasser zu schöpfen; vom zweiten Berge Felsstücke zu lösen, die man auf die Spanier herabrollen würde, wenn sie diesen Zufluchtsort entdecken und angreifen würden. Kurz man wollte da den vielleicht nahen, Zeitpunkt erwarten, wo der Tod der Feinde, in der Theilung des Eigenthums uneinig, sich unter einander selbst ermordend, den Ueberwundenen die Freiheit, und die Erde wieder schenken würde, die sie werden sah.

Sobald dieser Plau beschlossen war, verschob Capana seine Ausführung, nur bis er den Umfang der Höhle und die Mittel, sie bewohnbar zu machen, entdeckt haben würde. Er ging zu den Seinen zurück; theilte ihnen seine Entdeckung mit, und ohne einen Augenblick zu verlieren,

nahm er einige entschlossene Männer mit sich, die Lebensmittel und Fackeln von dürrem, harzigem Holze tragen mußten. Sie gelangen zur Höhle, dringen in dieselbe, und bemerken, daß sie mit Mühe und Arbeit bewohnbar sey; jedoch schritten sie immer weiter vor, ungeduldig, das Ende zu erreichen. Statt aufgehalten zu werden, wie sie es Anfangs glaubten, gelangten sie bis zu jener breiten Fläche, wo die ergiebige Erde nur auf emsige Arme wartete, um wahre Schätze aus ihrem Schooße zu schütten. Sie grüßten diese schützende Erde, wo es ihnen noch ferner vergönnt seyn sollte, nach ihren bürgerlichen und religiösen Gesetzen zu leben. Sie waren froh, daß die Höhle dem Eindringenden bey jedem Schritte Hindernisse entgegen bietet und voll Freude eilten sie, diese Entdeckung ihren Unglückgefährten mitzutheilen.

Kaum graute der andere Tag, so brach die Kolonie auf und schritt nach der Zufiuchtsstätte, wo sie in Zukunft, von der übrigen Welt abgesondert, leben würde. Man sieht keine Thränen, hört keine Seufzer mehr; munter unterstützt der Gatte die lächelnde Gattin; die Mutter streichelt das Kind, dem sie friedlich und fern von seinen Mördern ihre Brust wird reichen können. Alle tragen wohlgemuth Stoffe, Werkzeuge, Hausgeräthe, und was sie sonst von der allgemeinen Zerstörung retten konnten. Die Bürde ist leicht, und der Zug festähnlich.

Den ganzen Tag brachte man mit Ersteigen des Berges zu. Die schwache Jugend und das morsche Alter bedurften Stützen zu diesem mühvollen Erklimmen; jeder bot die Hülfe willig und zuvorkommend dar. Der Sohn, in der Vollkraft der Jahre, verliert seinen schwachen Vater nicht aus dem Auge, und sezt sich manchen Gefahren aus, um ihn zu schützen; die Tochter reicht der kränkelnden Mutter eine schirmende Hand; die zärtliche Mutter trägt das lezte Pfand der Liebe in ihren Armen, während die ältern Kinder sie bewachen und ihr den beschwerlichen Weg zu erleichtern suchen; der Freund hilft dem Freunde. Kain Spanier läßt sich sehen, um dies schwere Tagwerk zu stören. Der Himmel scheint den Rest eines zahlreichen Volkes selbst zu schirmen.

Sobald die lezten die Felsplatte erreicht hatten, wendeten sich Alle gen Quito. Die alte Stadt war zum Theil verbrannt, zum Theil zerstört; die fruchtbare Ebene, welche sie ernährte, unbebaut und öde: die Spanier suchten nur Gold. Dieser traurige Anblick entlockt Allen Thränen. „Weinet nicht, sagt Capana zu ihnen, um das, was euch eure Gottheit nimmt; aber preiset sie für das, was sie euch giebt. Ihr erstaunt, daß diese Landschaft dort unten nichts mehr hervorbringt, wie konnte sie es aber, durch Laster entweiht, mit unserm Blute gedüngt? Die Erde will nur

Wasser und reine Hände; kommt, folgt mir, wir wollen eine neue anbauen!"

Sogleich drängt man sich zum Eingang des unterirdischen Gewölbes, und am andern Tage erreicht die Kolonie mit der Morgendämmerung das neue Vaterland. Man verschließt mit Steinen und Baumstämmen die obere Oeffnung: sondert sich so gänzlich ab vom übrigen Menschengeschlecht, und legt mit Ordnung, Einsicht und Muth die Hand an's neue Werk.

Ein beträchtlicher Theil der Fläche ist mit Gold bedeckt; man hebt diese unnütze Kruste weg, und bald ersetzt sie die Patate, die Igname, das Welschkorn. Bald gibt die ausgeputzte, geschnittene Baumwollenstaude, d ie Palme der Cocosbaum, der Pisang, bessere Früchte; seine Aeste dehnen sich aus, und gewähren mehr Schatten. Hernach werden ordentliche Wohnnngen aufgeführt, und mit dem vielen Golde errichtet man einen prächtigen Tempel. Warum hat man dies Erz nicht stets zum gleichen Zwecke verwendet!?

Capana's Regierung war mild und friedsam, wie das Völklein, das er beherrschte. Während er lebte, beteten ihn Alle an; nach seinem Tode wurde er von Allen beweint.

Seine ehrwürdige Asche ruhete im heiligen Haine, den seine Hände selbst gepflanzt. Seine Nachfolger, sein Andenken ehrend, ließen alle seine Anstalten und Anordnungen, auch die geringsten, fortbestehen, und unter ihnen, wie unter Capana, sogen die Kinder schon mit der Muttermilch den unversöhnlichsten Haß gegen die Europäer, so wie die innigste Liebe für ihre eigene Gesetze, ein.

Aber wie kam es, daß Theodor nur mit so vieler Mühe den Eingang der Höhle fand, und nirgends längs des unterirdischen Ganges aufgehalten wurde?

Was Capana vorhergesehen, war erfolgt. Pizarro und seine Heerführer, und diese wieder mit andern Raubsüchtigen, befehdeten sich grausam und unmenschlich, und bis in das Eingeweide des Cayambur hatte man den Donner des Geschützes vernommen. Die Peruvianer glaubten, der glückliche Zeitpunkt sey schon da, wo sie zur mütterlichen Erde zurückkehren könnten; sie öffneten mit angestrengter Mühe und Arbeit die Höhle wieder, und versammelten sich, jemand nach der Ebene auszusenden, um Kunde von den Ereignissen einzuziehen. Capana, obschon bejahrt, wollte diese wichtige und schwierige Sendung keinem andern anvertrauen, und erklärte, er werde selbst nach Quito gehen. Die Bitten, die Klagen seiner Kinder, seiner Unter-

thanen, nichts kann ihn umstimmen. Er legt die Zeichen seiner Würde ab, nimmt einen einfachen Anzug und verreiset.

Traurig, niedergeschlagen und tief gebeugt kömmt er nach einigen Tagen zurück. Man umringt ihn, hastig fragend. Er erzählt, daß sich die Feinde in manch blutiger Schlacht fast selbst aufgerieben haben; daß die zerstreuten, herrumirrenden Peruvianer Muth faßten, sich wieder vereinigten und die Waffen ergriffen; daß schon sechshundert Spanier auf dem Wahlplaze geblieben, und Lima und Cusco schon eingeschloßen waren, so daß alles die Wiederherstellung des alten peruvianischen Reiches hoffen ließ; daß aber neue Verstärkungen aus Europa angelangt wären, welche alles vereitelt hätten. Mit neuer Wuth hatte die Niedermetzelung der Peruvianer wieder begonnen und endlich, des Mordens müde, seyen die traurigen Ueberbleisel des ehemals so glücklichen Volkes zu den Arbeiten in den Goldgruben verdammt worden.

Was diesmal mißlungen, konnte jedoch ein ander Mal, unter andern Umständen, mit besserm Erfolg gekrönt werden. Man beschloß also zu Cayambur, jährlich einen Abgesandten nach Quito zu senden, um Erkundigungen über die Lage des Landes und der öffentlichen Angelegenheiten

einzuziehen. Nur mit unsäglicher Arbeit hatte man die Höhle wieder geöffnet, die also nicht jährlich wieder erneuert werden konnte; es wurde demnach festgesetzt, den obern Eingang der Höhle jedem Auge mit Buschwerk zu verbergen, und stets eine Wache aufzustellen, der es leicht wäre, jeden Eintretenden, Mann für Mann, zu tödten, da nur für Einem Raum war, wenn es je den Spaniern gelüsten sollte, sich hinein zu wagen.

Lange Zeit blieb die Aufsicht auf diese Wache genau und streng; aber für und für altert alles. Nach dem Verfluß eines Zeitraums von zweyhundert ruhigen und glücklichen Jahren sehnte man sich nicht mehr nach einem anderm Vaterlande und sandte keinen Boten mehr nach Quito. Zwar, weil es Capana verordnet, wurde die Wache noch bestellt, ihr Dienst aber nur saumselig verrichtet. So konnte also Theodor ohne Hinderniß das Thal erreichen.

Wie seine Vorgänger, vereinigte Villuma, der damals über Cayambur herrschte, den Scepter mit dem Pristeramte. Er zählte vierzig Jahre, und seinen natürlichen Verstand hatte keine fehlerhafte Erziehung verdunkelt. Er war muth- und kraftvoll, und mit diesen Eigenschaften, die den Monarchen so nöthig sind, vereinte er jene Liebenswürdigkeit, ob welcher man die Eigenmacht vergißt. Herzlich gut, hatte

er keine andere Absicht, als das Wohl des Ganzen. Man konnte ihm nur eine Verblendung und eine Schwachheit vorwerfen; nämlich auf das Zeugniß seiner Voraltern alle Europäer für Ungeheuer zu halten, und sie alle gleich, ohne Ausnahme zu hassen und zu fürchten.

Man machte eben Anstalten, das Jahresfest zu feiern, an welchem Capana die glückliche Colonie gestiftet hatte. Der Tempel war mit Blumen bestreut; der Weihrauch brannte auf dem Altare; die Priester und Priesterinnen standen im Heiligthum geweihet; die Menge strömte in den Vorhof, der ihr an solchen Festen offen stand. Villuma war eben im Begriff, die heilige Hymne anzustimmen, als die Oberpriesterin Anais durch das Volk dringt und ihm anzeigt, daß ein Europäer in die Kolonie gekommen sei, den man aber nirgends finden könne.

Die Peruvianer, welche zuerst Theodor erblickt, und nicht gefangen hatten, machten sich innerlich über ihre Nachlässigkeit Vorwürfe, und fürchteten mehr noch Villuma's Gerechtigkeitsliebe, als seine Strenge. Diesem Europäer konnten jedoch andere folgen. Die öffentliche Sicherheit, so wie ihre eigene, war also einigen Gefahren ausgesetzt, und da sie solches nicht selbst sagen mochten, so vertrauten sie es einigen Freunden, die dann heimlich ausstreueten, daß Cayambur vom Feinde bedrohet sey.

Nach den Vorurtheilen, in welchen er erzogen wurde, mußte Villuma ob Anais Nachricht höchst bestürzt seyn. Er vermochte die unzählbaren Uebel nicht zu berechnen, welche ein oder mehrere Europäer über ein Volk bringen konnten, das bisher blos niedergeknieet war, um den Nacken seinen Henkern darzureichen. Jedoch blieb sein Gesicht ungetrübt, und da er auf keinem Antlitz der Menge Unruhe bemerkte, so sagte er zu Anais: Die Menge scheint nichts zu wissen; wenn deine Furcht begründet ist, so ist es noch Zeit, das Volk davon zu unterrichten, bis dahin wollen wir also seine Ruhe nicht stören. Er sandte jedoch einige Incas aus, den Europäer zu suchen, ihn anzuhalten, und die Wache am Eingang der Höhle zu verstärken.

Stets seiner mächtig, gab er das Zeichen. Mit Flöten und Trompeten wird das Fest eröffnet, und mit scheinbarer Ruhe stimmt Villuma den feierlichen Gesang an.

Du, die aus lichten Himmelshöhen
Uns sendest Wärm' und Strahlenschein;
O Sonne! höre unser Flehen:
Wie du, sind uns're Opfer rein.

Die Priesterinen.

Erhebst du dich, hell, ohne Makel,
In deines Feuermeerrs Glast; *)

*) Glast, ein schweizerischer allgemeiner Ausdruck für Glanz; des Reims wegen, mag dies Wort also entschuldigt werden.

So flieht der Nächte schwache Fackel,
Und ihr erborgter Glanz erblaßt.

Die Priester.

Entfernt von dir, erstirbt die Erde,
Weil Wärm und Lebenskraft entfliehn.
Scheinst du, so schallt des Schöpfers: **Werde**
Und alle Wesen preisen Ihn.

Das Volk singt jede Strophe im Chore nach, und beim Rauschen einer majestätischen Musik steigen Villuma und Anais die Stufen herab. Ihnen folgen die verschleierten Vestalinen. Unter denselben bemerkt man Elina und Meloe, dem Flügelkleide kaum entwachsen, die schon das Gelübde der Keuschheit gethan. Die eine trägt Milch in einer goldenen Schüssel, die andere ein Blumenkörbchen. Ihnen nach schreiten die Priester, die Incas und das Volk, und alle begeben sich zu Capana's Grabmal.

Unter ihren Gespielinen befindet sich die zitternde Azili. Es scheint ihr, daß aller Blicke die Gewölbe durchdringen und Theodor entdecken. Unverwandt sieht sie nach diesen bisher kalten Steinen, welche nun die Gegenwart eines ihr theuern Jünglings belebt. Sie möchte alle wegführen, welche sich der Gruft nahen, und vermag kaum sich zu fassen; glücklicher Weise verbirgt der vertraute, verschwiegene Schleier ihre Röthe und Verwirrung.

Seit dem Theodor Azili gesehen hat, ist ihm das Leben viel theurer, und dieses düstere Grab für ihn eine Götterwohnnng, in der sie ihn gewiß wieder besuchen wird. Was bedeuten aber diese feyerlichen Gesänge? Will man ihn aus diesem geliebten Zufluchtsorte herausreißen, in welchem ihn die Schönheit angelächelt hat? Will man ihn der Gottheit der Peruvianer opfern? Ist seine Azili, seine theure Azili vielleicht selbst das Opfer ihrer Großmuth geworden?..... Unglücklicher Jüngling, du sollst also den Wermuthsbecher aller menschlichen Leiden sammt den Hefen ausleeren!

Elina und Meloë legen die Gaben auf die Gruft, welche Ehrfurcht und Dankbarkeit Capana's Schatten weiht. Geräuschlos entfernt man sich von diesem verehrten Orte. Azili und Theodor leben wieder auf, und athmen unbeengter.

Jedoch hat Villuma der Kunde Anais stets nachgedacht. Er benutzt die Versammlung des Volkes, um das Gemüth desselben zum Voraus schon gegen den Europäer zu reizen, wenn er Gewalt brauchen würde, so wie solches gegen sein allfällig angenehmes und sanftes Aeußeres einzunehmen. Er betritt wieder die Vorhalle, und indem er mit der Hand auf die Gemälde deutet, sagt er feierlich ernst: „Seht ihr sie hier, diese Gräuelthaten, die wir kaum glauben können; die unsere Nachkommen nicht glauben werden; und doch sind sie auf den Mauern dieses heiligen Vorhofes

eingegraben. Hier sind Tausende von Menschen dem Golddurst geschlachtet; dort Tausende verdammt, im dunkeln Schooße der Erde zu schmachten, deren Eingeweide sie mühevoll zerwühlen. Seht weiter jene Mütter, welche auf den von Elend zusammengeschrumpften Busen weinen, und ihren lezten Seufzer mit dem lezten Hauche ihrer Kinder vereinigen. Gewahrt ihr dort den entsetzlichen Valverde, seinen Gott mit dem Dolch in der Hand verkündigend. Gottloses Geschlecht, das uns stets mit erneuertem Grausen erfüllt, im Namen deiner unzählbaren Schlachtopfer verwünsche ich dich! Schwört mit mir, Peruvianer, schwört, keines Europäers zu schonen, wenn das Ungefähr Euch einen in eure Hände liefern sollte" Das Volk wiederholt den Schwur. Theodor erblaßt in der tiefen Gruft; Azili wankt, und fällt einer Priesterin in die Arme, die sie wegführt.

„Die, welche das Laster verabscheuen," fährt Villuma fort: „können auch die Tugend ehren. Seht hier das Bild des ehrwürdigen Freundes des mexikanischen und peruvianischen Reichs; seht hier die unvollkommenen Züge Las-Casas! Wir danken ihm für das Gute, das er thun wollte." Und bei diesen Worten bekränzt Villuma das Haupt des tugendhaften Spaniers mit einer Blumenkrone.

Wie das Fest beendigt war, kehrten die Peruvianer, Priester und Priesterinen in ihre Wohnungen zurück. Vil-

luma begab sich in seinen Pallast, wo die Incas auf ihn warteten, die derselbe zu Aufsuchung des Europäers ausgesandt hatte. Mit Bedauern berichteten sie, daß sie nur einen Theil seiner Befehle hätten vollziehen können. Eine zahlreiche Wache war am Eingang der Höhle aufgestellt, und das tiefe Stillschweigen, das in derselben herrschte, ließ mit Grund vermuthen, daß der Europäer allein sey; auffinden konnten sie ihn aber nicht, aller Mühe ungeachtet; blos hätten sie erfahren, daß er sich in den heiligen Hain geflüchtet, wo ihn Niemand verfolgen durfte; seither habe man ihn nicht wieder gesehen.

So war es nun klar, daß er entweder bei einem Priester oder bei einer Priesterin eine Zufluchtsstätte gefunden habe. Diese Entheiligung ihrer Gelübde und Gesetze emempörte zwar Villuma nicht; denn schon lange hatte er die Sonne mit andern Augen betrachtet, und die schöpferische Hand geahnet, welche sich hinter der glänzenden Kugel verbirgt, nnd ihr Licht unterhält und befruchtet. Im Geheimen betete er jenen unsichtbaren Gott an, den man empfindet, ohne sein Wesen erklären zu können; und wenn er die Irrthümer seiner Gottesverehrung beibehielt, geschah es nur aus Eigennutz, weil ihm diese Irrthümer die öffentliche Meinung unterwürfig machten. Der Enthusiasmus, den er gleisnete, war nur schlaue Berechnung der

Macht, welche er auf den Pöbel ausübte, der von demselben leicht angesteckt wird, und ihm Muth und oft Tugenden verdankt. Was diesen Ober-Priester also am meisten empörte und schmerzte, war die Hintansetzung der Rechte und Sicherheit des Vaterlandes. Diese Höhnung der heiligsten Pflicht, sogar von Seite der Diener der Gottheit, ließ neue Meinungen fürchten, die man zum wenigsten unterdrücken mußte, wenn man sie nicht ausrotten konnte. Ohne Erfahrung und erworbene Kenntnisse menschlicher Schicksale fühlte er jedoch, daß der Neuerungsgeist Unordnungen erzeugen müsse, wenn er sich selbst überlassen bleibt, und nicht geregelt und geleitet wird. Er verordnete neue Nachforschungen im Tempel, in den Wohnungen der Priester, selbst in seinem Pallaste, und Anais erhielt den Auftrag, die Zellen der Vestalinen auf das strengste zu durchsuchen.

Als er ein wenig nachdachte, überzeugte sich Villuma leicht, daß ein einzelner Mensch, so schrecklich er übrigens auch sey, sich nicht werde entschließen können, Gewalt zu brauchen; aber er war unruhig, und so übersah er alle Gefahren, welche daraus entstehen konnten.

„Die Habsucht, welche vermuthlich diesen Menschen hieher führte, sagte der Ober-Priester zu den Incas, kann

ihre Mittel vervielfältigen. — Dieser Kundschafter Eurer Feinde verbirgt, wie ihr sagt, seine strafbaren Absichten unter der trügerischen Larve jugendlicher Schönheit; damit will er Euch ohne Zweifel umgarnen; damit wird er Euern Untergang bereiten wollen."

„Wenn ihr ihn unter Euch duldet, so wird er im Tone der Menschlichkeit die Sprache der Tugend heucheln; auf seinen Lippen wird die Wahrheit schweben, während sein Herz nur Falschheit hegt. Auf Unkosten der Unerfahrenheit wird er überzeugen. Allmählig wird er Euch von Euern Gebräuchen und Sitten abtrünnig machen. Euern gerechten Haß gegen die Henker Eurer Väter wird er mindern und tilgen, Euch denselben nähern, und ihnen endlich den Eingang in Euer glückliches Thal öffnen."

„Laßt ihr ihn zu den Seinen zurückkehren, wird er ihre unersättliche Goldgier reizen, und da ihnen nichts widerstehen kann, so werden sie die Schwierigkeiten überwinden, welche ihnen die Natur entgegensezt. Wie ein verheerender Bergbach werden sie Euch überfallen, und ihr Eisen und Feuer wird nur Verzweiflung und Tod zurücklassen. Schon seh' ich diesen Tempel niedergerissen, Eure Ernten zertreten, und Eure Gattinnen und Kinder aus den flammenden Wohnungen heulend und wehklagend fliehen. Sie rufen Euch

stöhnend zu Hülfe, umschlingen Euch mit ihren schwachen Armen, und fallen röchelnd und sterbend zu Euern Füßen unter dem Hieb des vertilgenden Schwerts! Diese entseelten Reste hebt Ihr auf und preßt sie an Eure Brust; eine Thräne ist ein Verbrechen, und Euer Blut vereinigt sich mit dem Blute der Schlachtopfer, die ihr beweint. Eure aufgebrachte Gottheit entzieht Euch vor Unwillen das Licht. Beim Anbruch des Tages sucht sie ihre Kinder, sie findet sie aber nicht, denn ihr Stamm ist gänzlich ausgerottet, und der Sonne matter, trauernder Schein beleuchtet nur todte Körper, Räuber, Mörder und Gold!"

„Sucht, sucht und findet den Europäer, damit er sterbe!"

— Ja, er soll sterben, wiederholen alle Incas, welche diese prophetische Rede begeistert und entflammt hat.

Sie mischen sich allenthalben unter das Volk, dem sie die heilige Rache, welche sie herumtreibt, mittheilen, und dessen Grimm gegen die Europäer dadurch noch mehr angefacht wird.

Aber was ward aus Azili, als sie diese Verwünschung hörte, und die Priester und ihre Gespielinnen gewahrte,

die hin und her liefen, den Unglücklichen zu suchen? Sie verläßt den Tempel, in welchem alles stürmend und in Unordnung dahin wogt, und flüchtet sich in den heiligen Hain. Furchtsam und zitternd sieht sie nach den Gräbern, aber Niemand hat sich denselben genähert, Niemand geht dahin, sei es, daß man sie in der allgemeinen Verwirrung übersehen, oder daß man nicht gemuthmaßet, daß man die Gruft der Todten entweihen und ihre Asche beschimpfen könne.

Für sie hat Capana's Grabmal die Kraft des Magnets welches sie unbezwingbar dahin zieht. Aeußerst unruhig, ohne einen Entschluß fassen zu können, fühlt sie jedoch, daß er jeden Augenblick dringlicher wird, und doch bietet sich kein befriedigender Ausweg dar. Soll sie Theodor hüten? Alles verbietet es. Er soll also sein Leben in einem tiefen, dunkeln Grabe beschließen! Er muß entfernt werden? Er wird aber ihr Herz, ihr Leben, Alles, was ihr lieb und theuer ist, mit sich nehmen. Sie fürchtet es sich selbst gestehen zu müssen, und darf es doch nicht verhehlen. Es sey dann: er muß fort, und dazu vorbereitet werden, sonst ist er eine sichere Beute der Entbehrungen und beständigen Angst. Wird sie aber am hellen Tage in diese Gruft dringen und mit dem Fremdling sprechen dürfen?

Das züchtigste Weib kann sich die Empfindungen leicht erklären, welche es einflößt. Azili sieht voraus, daß sie

Bitten, Thränen und hartnäckigen Widerstand zu bekämpfen haben wird. Man überzeugt einen zwanzigjährigen Jüngling nicht leicht, dem angebeteten Gegenstande zu entsagen; die Unterredung mußte also lange dauern. Wenn sie bis auf die Nacht wartet, wird er, statt ihr Dunkel zur Flucht zu benutzen, eitle Einwürfe machen, und so die kostbare Zeit verlieren; sie muß ihn also den Augenblick sprechen. Sie glaubt, sie folge blos der Ueberzeugung der Vernunft, während sich die Unvorsichtige nur dem Drang ihres verlangenden Herzens hingibt.

Sie wendet sich gegen den Altar; Elina hütet das heilige Feuer; ihre Freundin Meloë befindet sich bei ihr, und beide sind sehr ernsthaft in ein kindisches Gespräch verflochten. Uebrigens darf Elina den Heerd nicht verlassen, und vom Heiligthum aus kann man Capana's Grab nicht sehen, weil Bäume dazwischen stehen. Azili überzeugt sich daß sie nichts zu befürchten habe. Unglückliche Zuversicht!

Sie öffnet; Theodor ist mit einem Sprunge auf der obersten Treppe; er bemächtigt sich einer Hand, die man zurückzuziehen vergißt; er küßt sie mit ehrfurchtsvoller Erkenntlichkeit, so glaubt er wenigstens, und dieser Kuß vollendet Azili's Verderben. Keine Behutsamkeit, keine Klugheit mehr. Vor dem Grabmal hat er sich auf einen Stein

gesezt; sie beugt sich über ihn; sie lächelt, blinzelt ihn an, und vergißt Gottheit, Tempel nnd Priesterinen. Das Wort Liebe ist noch nicht über ihre Lippen gekommen, was thut das Wort aber, wenn die Liebe schon längst in beider Herzen ist, und sie sich ihrem Zauber hingeben!

Sie warnt ihren theuern Theodor vor den Gefahren, die ihm drohen; Theodor hingegen, der sie unterbricht, spricht nur von Azili. Sie will, daß er Cayambur verlasse; dazu fehlt es ihm aber an Willen und an Kraft.

„Dein Leben ist dem Tode verschrieben," sagt sie.

— Dich verlieren oder sterben ist Eins.

„Wenn man dich entdeckt, sterb' ich auch."

— Nun, so wollen wir uns beiden leben. Ein sicheres Mittel......

„Ah, ich bitte, sag' es nicht!"

— Was? deine Gottheit.....

„Lästere sie nicht, sie ist die Gottheit meiner Väter."

— Was? Gelübde, welche die Natur höhnen....

„Sie binden nicht allein mich. Meine Mutter hat sich für mich verbürgt; soll ich sie schimpflichem Tode Preis geben? Kannst du das von mir fordern?"

— Ich wäre strafbar, wenn ich ein Wort beifügte.

„Theodor, diesen Abend, vom Dunkel der Nacht begünstigt, wirst du den Eingang der Höhle suchen und finden."

— Diesen Abend!

„Bei dem Namen eines Europäers zittert hier Alles, zeige Muth und Entschlossenheit, und bei deinem Anblick wird sich die Wache sogleich entfernen.“

— Diesen Abend!

„Es muß seyn.“

— Ich kann nicht.

„Beweise Azili deine Erkenntlichkeit.“

— Du willst es?

„Ich beschwöre dich.“

— Es sey. Ich werde abreisen; ich werde diesen Ort verlassen, wo mir die Gottheit unter deinen Zügen erschienen ist. Werde ich aber allein gehen?

„Allein,“ antwortete Azili seufzend, indem sie ihr Gesicht wegwendet.

— Lebe also wohl, entgegnet Theodor, mit dem Ausdruck des äußersten Schmerzes.

„Lebe wohl auf immer,“ wiederholt die zärtliche Jungfrau, und Thränen benetzen ihr Antlitz.

Durch übernatürliche Anstrengung konnte sie sich allein vom Grabe entfernen. Sie hat den Muth, es zu thun, aber die Schwachheit, zurückzuschauen. Sie sieht Theodor knieend, die Hände nach ihr ausstreckend. Sie bleibt stehen; es ist ihr unmöglich, einen Schritt weiter zu gehen; ihre Füße scheinen an dem Boden angeheftet. Unwillkührlich öffnen sich ihre Arme; der feurige, von Liebe entbrannte

Theodor fliegt und wirft sich in dieselben. Elina und Meloë schreien vor Entsetzen; Azili vor Schrecken.

Sie vergißt sich selbst, um nur an ihren Geliebten zu denken. Sie bedeckt ihn mit ihrem Körper; schiebt ihn ihn gegen die Gruft; zwingt ihn, in dieselbe hinabzusteigen, vergißt aber die Thüre zu schließen. Theodor thut es, und schwört, sie nicht eher zu verlassen, bis das Loos der Pristerin entschieden sey.

Die gute, mitleidsvolle Azili glaubt nicht, daß die Jugend grausam seyn könne. Sie spricht zu ihren Gespielinen und bittet dringend, daß sie menschenfreundlich und verschwiegen seyn möchten. Sie wird aber erfahren, daß der Fanatismus keine Rücksicht auf Freundschaft nimmt; daß er die Menschheit nicht achtet, die Bande des Glücks mit Füßen tritt und der Natur Hohn spricht.

Elina und Meloë erwiedern ihr Flehen mit Vorwürfen und Drohungen. Sie verläßt den Tempel, vor Schluchzen fast erstickend. Sie geht hin, sich zu der Strafe vorzubereiten, welche über die untreuen Priesterinen verhängt ist; da aber Elina und Meloë Theodor's Aufenthalt nicht kennen, so kömmt ihr der Tod nicht so grausenhaft vor.

Obschon überzeugt, daß ihre Gottheit sogar die Grausamkeit gebiete; daß ihr Widerstehen eine Gotteslästerung

Verschwiegenheit Theilhaftigkeit an Azili's Verbrechen sey; obschon entschlossen, die Schuld der Leztern zu offenbaren, waren diese zwei jungen Priesterinen jedoch nicht so verhärtet, daß der Gedanke an der Strafe, die ihrer Gespielin bevorstand, sie nicht hätte schaudern machen sollen.

„Ich sehe sie sterben," sagte Elina.

— Ich höre ihr Jammergeschrei, sezte Meloë hinzu.

„Wenn aber ihre Leiden unserer Gottheit angenehm sind?"

— Unserer Gottheit? aber, Elina, ist sie nicht ihre Mutter?

„Meloë?"

— Fühlst du nicht wie ich.....

„Ja, Anregung von Mitleiden."

— Antheil, Zuneigung.

„Wir müssen dies Gefühl unterdrücken."

— Ja, thun wir's Zitternd, anbethend wollen wir die Schuld verrathen. Du bleibst?

„Und du?"

— Ich fürchte, mich zu erklären.

„Ah! sprich, rede, die guten Herzen verstehen sich leicht."

— Wenn diese Aufwallung, die uns strafbar schien, nur der Erguß einer empfindsamen Seele wäre ....

„Nur eine Huldigung der Menschlichkeit."

— Vielleicht hat das Unglück diesen Fremdling zu uns geführt.

„Er ist hübsch.“

— Er kann nicht böse seyn.

„Er ist allein.“

— Ein einziger Mann kann ja kein ganzes Reich zerstören.

„Azili ist also unschuldig.“

— Ich wünsche es.

„Ich glaube es.“

— Geh', beruhige, tröste sie, und bitte sie um Vergebung.

„Sie wird eine solche nicht abschlagen, denn Azili kann nicht hassen.“

— Geh', Elina, geh', meine Freundin.

Sie ging, als eben Villuma, den die Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen noch mehr beunruhigte, an der Spize der Priester und Priesterinnen in das Heiligthum trat. In der Hoffnung, daß irgend jemand Theodor verstecke, daß mehrere um seine Zufluchtsstätte wüßten, versuchte er noch einmal die Macht religiöser Vorurtheile, um seine gepeinigte Seele zu beruhigen. Er schmeichelte, verhieß, drohete abwechselnd. Er nahm zum Himmel seine Zuflucht, und sprach im Namen der Gottheit. Die Unruhe, in welcher er sich befand, gaben seiner natürlichen Wohlredenheit eine unwiderstehliche Macht, so daß, von einer heiligen Furcht

ergriffen, Elina und Meloë sich der Oberpriesterin Anais näherten und Azili nannten.

Die unglückliche Priesterin war in ihrer Wohnung geblieben, wo sie ihr Leid, ihre Liebe, ihren Kampf und ihre Verzweiflung verbarg. Villuma ließ sie in den heiligen Hain zu sich führen, in der Hoffnung, daß der Anblick dieses geweihten Ortes mächtig auf ihre zärtlichen Sinne wirken, und seine Vorwürfe und Bitten unterstüzen würde. Er liebte diese junge Vestalin, und zu aufgeklärt und erhaben, um grausam zu seyn, wünschte er sie zu retten. Er wollte sie also ohne Zeugen sprechen, und als Azili erschien, ließ er Jedermann abtreten.

Indem er ihr Herz und Gemüth mit Furcht erfüllte, wollte er ihr keine Ausflucht- und Entschuldigungsmittel übrig lassen. Er erklärte ihr demnach unverhohlen, daß jede Verstellung unnüz wäre, indem Elina und Meloë Alles angezeigt hätten.

„Elina, Meloë," wiederholte Azili krampfhaft, wimmernd und schluchzend; „Elina, Meloë, die Grausamen!"

Sie haben ihre Schuldigkeit gethan, versezte Villuma, du hingegen hast die deine verleugnet und höhnend verlezt.

Sieh' dort das Bildniß der Gottheit, der du dein ganzes Leben geopfert! Sieh' dort den Altar, auf welchem du das Gelübde geschworen! Sieh' noch die theuern Ueberbleibsel der Stifter dieses Reichs! Und dieser geweihte Ort; der heilige Schauer, den er einflößt; das tiefe Stillschweigen der Gräber, spricht nichts zu deiner niedrigen Seele? Die Wahrheit schwebt irrend auf deinen Lippen; ich will sie herauspressen. Eine blinde Leidenschaft hat dein Herz verstrickt; alle Bande, welche dich mit der Tugend vereinten, hast Du zerrissen und Muth bleibt dir nur für das Verbrechen. Der Europäer Schandthaten, auf diese Mauern gezeichnet, bieten sich hier deinem Anblicke dar, und hier, ja hier schließest du einen Europäer in deine Arme. Dein unbegreiflicher Wahnsinn hat alles entweiht, alles verunreinigt in diesem Tempel, sogar die Luft, die ich einathme. Deine Verderbniß hat die höchste Stufe erreicht, meine Vorwürfe sogar prallen an deinem verstockten Herzen ab.

„Ich verdiene sie nicht,“ antwortet Azili schüchtern.

— Du verdienst den Tod, donnert ihr Villuma mit schrecklicher Stimme entgegen.

„Den Tod,“ sagt das Schlachtopfer fröstelnd.

— Du kennst das Gesez, er ist entsezlich, unausweichlich.

„Der Tod!“

— Du zitterst. Vergesse deinen Irrthum, und sprich von deiner Reue.

„Ich empfinde keine."

— Unglückliche Verblendung! Azili, wenn ich nur dem Gebot meiner Pflicht gehorchte, würde ich augenblicklich mein unseliges Amt vollziehen; allein ich bin nicht einer jener eifrigen Priester, welche sich beneiden, dem Himmel ein trauriges Opfer zu bringen. Ich erinnere mich, daß ich dein Vater war; ich empfinde, daß ich es noch bin, und möchte es noch länger seyn; rede ein Wort, und du bist gerettet.

„Ich werde es, wenn ich es kann."

— Du hast den Europäer in diesen heiligen Hain eingeführt. Man hat seine geheimsten Winkel durchsucht, und den Europäer doch nicht gefunden. Wo ist er? Sag es mir, und augenblicklich erheb' ich dein Verbrechen zur Tugend. Du wirst unsern Feind nur geschmeichelt haben, um dich seines Zutrauens zu bemächtigen; und den Abscheu, den er dir einflößte, hast du nur überwunden, um uns denselben desto sicherer zu liefern. Die Meisten werde ich überzeugen, den Uebrigen Stillschweigen gebieten; die Erkenntlichkeit Aller wird deiner Großmuth Lohn seyn. Sprich, dein Schicksal ist in meinen Händen.

„Einen Unschuldigen werde ich nicht überliefern." . . .

— Du bist nicht Richterinn deines Mitschuldigen.

„Und doch wartet ein sicherer Tod seiner!"

— Ohne

— Ohne Zweifel, er muß sterben.

„Ei nun, so will ich die Schuld seines Todes nicht auf mich laden.“

— Du trozest also meiner Macht, und verachtest meine Wohlthat.

„Ich achte, ich verehre dich; ich kann aber leiden und schweigen. Ich bin unglücklich und entschlossen.“

— Entschlossen, sagst du? Dem Götzen würdest du dich opfern, den du gewählt?..... Unsinnige! Wenn dein Herz keine Furcht kennt, wenn es kein Versprechen rührt, ist es deswegen für die Stimme der Natur taub? Vergissest du, daß eine noch gräßlichere Marter, als der Tod selbst, deine lezten Augenblicke vergiften wird? Hat nicht deine Mutter sich mit ihrem Leben für deine Treue an die Gottheit verpfändet?

„Meine Mutter!..... Meine Mutter!“ schrie Azili erschrocken.

— Man schleppt sie aus ihrer friedlichen Wohnung; man wirft ihr ein Verbrechen vor, an dem sie schuldlos ist; in deiner Gegenwart zerreißt man den Busen, an dem du geruhet, und vor deinen Angen zerfleischt man diese zwei Lebensquellen, welche dein schwaches Daseyn fristeten.....

„Höre auf!...... Du tödtest mich.“

— Während ihre langen, grausenhaften Sterbstunde wendet sich ihr brechendes Auge nach dir, nach dem Schandfleck deiner Familie, deren Ehre und Zierde du noch seyn kannst. Sie sinkt entseelt dahin; du stirbst auch, aber zum zweiten Male, und bis zum tiefen, schmählichen Grabe folgt dir des Volkes Haß und Fluch.

„Meine Mutter! meine Mutter!" wiederholte Azili mit gebrochener Stimme.

— Unnatürliche Tochter, nur dieser Augenblick ist dein, und du zögerst noch!

„Nein, nein...... ich bin entschlossen." ....

— Unglückliche, rede also, rede, sag' ich dir: Wo ist unser Feind? wo ist er?

„Hier ist er," antwortete Theodor, indem er aus der Gruft und muthig bis dicht vor den Ober-Priester tritt.

Den schrecklichen Zustand, in dem sich Azili befand, hatte dieser Jüngling nicht länger ertragen können: sie hätte sich für ihn aufopfern wollen; er opferte sich für sie. Er wünschte, er bat nnr um eine Gnade; sie bestand darin; daß der Ober-Priester das Versprechen, welches es der jungen Vestalin gegeben, erfüllen möchte.

Alles Großmüthige zog Villuma unwillkührlich an. Theodor's außerordentliche That wirkte mächtig auf ihn, so wie seine Jugend und Schönheit. Einen Augenblick wankte er zwischen dem, was er der Sicherheit Cayambur's schul-

dig zu seyn glaubte, und den Empfindungen, welche ihm die Menschlichkeit abdrang. Azili, der nichts entgeht, sieht seine Unentschlossenheit; sie wirft sich ihm zu Füßen, und fleht um das Leben ihres Geliebten. Der gerührte Villuma ist im Begriff ihre Bitte zu erfüllen, aber seine Vorurtheile gegen die Europäer erwachen stärker wieder, so wie die Furcht, die er den Incas eingejagt, wenn er sich Theodor frei unter den Peruvianern oder in Quito zurück denkt. Er vergißt, daß er Mensch ist, um nur an seine doppelten Pflichten als Fürst und Ober-Priester, zu denken. Er schlägt in seine Hände, und sogleich erscheinen Incas mit Pfeilen, Spießen und Beilen bewaffnet, die Theodor umringen.

Azili fürchtet, man werde ihn vor ihren Augen durchbohren; sie sieht nur ihn, nur mit ihm kann sie sich beschäftigen. Alles vergißt sie, ihre Pflicht, ihre Sorge um ihre Mutter, ihre eigene Sicherheit; für sie ist Theodor Alles; Villuma's Gegenwart hält sie sogar nicht auf; sie will ihren Liebling umfassen..........

„Unvorsichtige, du gehst deinem Verderben entgegen," sagt ihr der Ober-Priester mit leiser Stimme ins Ohr. Sie hat nichts gehört; sie befindet sich in der Mitte der Incas; sie hat Theodor umschlungen; sie drückt ihn an ihren Bu-

sen, und fodert die Peruvianer auf, zuerst ihr Herz zu durchbohren, und dann erst jenes des angebeteten Jünglings. Plözlich kömmt sie wieder zu sich selbst, und durch das ihr entschlüpfte Geständniß in Furcht gejagt, schildert ihr ihre erschütterte Einbildungskraft das Gemälde wieder, das ihr Villuma gezeigt hat. „Meine Mutter! . . . . . . Meine Mutter!“ schreit sie, und fällt ohnmächtig auf die Erde.

Die Oeffentlichkeit ihres Bekenntnisses, der ungestüme Ausbruch ihrer Zärtlichkeit, versezte Villuma in die Unmöglichkeit, noch etwas zu ihren Gunsten thun zu können. Er mußte also, so sehr es ihn schmerzte, Azili anhalten lassen, weil er nicht anders konnte, weil er als Beschüzer und Vollzieher der Geseze sie selbst nicht übertreten durfte. Sein Befehl war mit der kalten Härte des Religionseifers vollzogen.

So rein und unschuldig war dies Volk, daß die Geseze, welche, das Verbrechen zu bestrafen, vorhanden waren, nie hatten angewendet werden müssen. In Cayambur sogar kannte man jene Gefängnisse nicht, welche den europäischen Boden so zahlreich bedecken, und die meistens mit Unglücklichen angefüllt sind. Azili und Theodor wurden also in ein leeres Haus geführt, und ihre Bewachung den Incas anvertraut.

In dem Verderben des Jünglings glaubte Villuma das Heil eines ganzen Volkes zu suchen, und er beharrte in dem

Entschluß, ihn dem Wohle des Ganzen zu opfern. Azili's Tod betrübte ihn sehr, er wollte ihm doch den schärfesten Stachel entziehen, indem er ihr Schicksal von jenem ihrer Mutter trennte; deswegen gab er wegen der leztern keine Befehle. Der abergläubige Eifer einiger Incas kam ihm aber zuvor. Sie ergriffen diese unglückliche Mutter, und schleppten sie bis vor den Ober-Priester. Leute aus dem Volke folgten ihr, und begehrten, laut schreiend, ihre Hinrichtung. Villuma durfte sich diesem Begehren nicht widersezen, und noch weniger Gnade für Recht ergehen lassen. Rasende mußten überzeugt werden, er wagte es. Er befahl die Zusammenberufung des Volkes, dem allein bei diesem Anlasse der Entscheid über alle Schuldigen zukam.

Azili hat sich jedoch von ihrer Ohnmacht erholt; sie befindet sich in Theodor's Nähe; sie sieht ihn an und beklagt ihn nicht. Ein verwirrtes Geräusch dringt bis zu ihnen; sie verstehen einige Worte, aus welchen sie vernehmen, daß sich die Bewohner des Thales versammeln, und sie vor denselben werden erscheinen müssen. Theodor lebt wieder auf; er hofft die Gemüther zu rühren; er zählt auf Azili's Jugeud, Reize und Unschuld.

„Nein, sagte er zu ihr, wir werden nicht zu Grunde gehen. Die Menschlichkeit ist in jedem Himmelsstriche ein-

heimisch; wer ihre Sprache spricht, darf auf Zuhörer zählen; wer den Worten des Unglücklichen ein williges Ohr leihet, wird bald sein Freund."

— Wähnst du, mein lieber Theodor, den Ober-Priester zu besiegen? Du gleichst der unmächtigen Woge, welche sich am Felsen des Ufers zerschellt.

„Der Fels ist nicht gegen den Wetterstrahl geschützt, und des Volkes Gunst vorübergehend. Man höre mich nur, und man wird uns deine und meine Freiheit schenken. Wir werden Cayambur verlassen, und wohl irgend auf dem Erdenrund einen stillen Winkel finden, um unser herbes Schicksal zu vergessen."

— Ah! nur eine Wüste und dein Herz.

„Das deinige wird sie zum Paradiese umschaffen. Ohn' anderes Bedürfniß, als das, dich zu lieben; ohn' andere Wünsche, als die, welche du erregst, und nur für dich lebend, werde ich in dir allein mein Vaterland, meine Familie, mein Lebensglück, mein Alles finden."

— Du malst den Himmel! Fahre fort . . . . fahre fort . . . .

„Meine zärtliche und stete Sorgfalt wird sich auch über deine Mutter ausstrecken." . . . .

— Meine Mutter! Unglückseliger, du hast den Zauber zerstört; du giebst mich mir selbst wieder zurück, und das Erwachen ist schreckhaft. Als ich dir zuhörte, vergaß ich sogar die heiligen Ansprüche und Rechte der Natur! Meine Mutter, meine Mutter sollte mich ausschließlich beschäftigen, und ich lebe nur für die Liebe allein! .... Was habe ich dir gethan, daß du mich ohne Unterlaß verfolgst!?

„Azili!"

— Geh' fern hin mit diesen Annehmlichkeiten, die mich berückt haben. Grausamer Mann, warum mußt' ich dich je sehen? Das Glück kannt ich nicht, aber Furcht und Reue waren mir fremd. Du bist erschienen; in einem Augenblicke habe ich Alles vergessen, Alles verläugnet, meine Gottheit, meine Mutter, mich selbst. Dein Bild war während des ganzen Tags meine Beschäftigung, des Nachts meine Pein, und sogar bis zu den Stufen des Altars verfolgte es mich .... Barbar, gib mir meine Gottheit, meine Tugend, meine Vernunft zurück; gib mir meine Mutter, gib sie mir...... Ich bitte dich auf den Knieen darum .... habe Mitleiden mit meiner Verzweiflung ..... Meine Mutter!..... Meine Mutter! ....

„Ich bitte dich, meine Azili, beruhige dich, vermehre unsere Leiden nicht!"

— Du redest zu mir..... Ich höre deine Stimme; sie dringt noch bis zu meinem Herzen..... Es scheint nicht anders, als ob dies strafbare Herz entfliegen wolle, um sich mit dem deinigen zu vereinigen.... Deine Thränen fließen und benetzen meine Hände, sie brennen und entzünden meine Adern...... Nein, ich kann mich nicht überwinden, nie werde ich Herrin seyn meiner Empfindungen ...... Unglücklicher, trockne deine Thränen, sie vermehren nur meinen tiefen Gram und Schmerz..... Ich mache dir keine Vorwürfe. Eine feindselige Gottheit hat alle meine Sinne verwirrt, nicht du bist mein Verführer.

Nach diesem heftigen Ausbruch eines Herzens, das zugleich alle Leidenschaften bestürmten, fiel Azili in eine dnmpfe Betäubung. Theodor durfte sich ihr nicht nahen, er vermied sogar ihren Blick, in dem er sein Glück gelesen hatte; Er ging in einen Winkel, und verbarg mit den Händen sein Antliz vor Azili, deren Zustand und Vorwürfe ihm reichliche Thränen entlockt hatten.

Als sie es gewahrte, sprach sie zu ihm: „Ich habe dir wehe gethan; vergieb, theurer Freund, vergieb..... Weiß ich doch selbst nicht, was ich thue und rede!" Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff, an seine beklemmte Brust drückte, und so schmolzen ihre Seufzer und Seelen in Eins zusammen.

Auf dem öffentlichen Platze hatte man Alles zubereitet, um Gericht zu halten. An der Spitze einer düstern Musik schritt das Volk mit zur Erde gesenktem Blicke und verschleierter Stirne daher; der Tag, an dem man Strafbare zu ahnden hatte, war ein Tag der Trauer. Vier Incas trugen Villuma's goldenen Thron, auf den sich der königliche Ober-Priester setzte; zu seiner Linken stand Anais; die Priester und Priesterinen bildeten einen Kreis um den Thron; bewaffnete Incas waren bereit, Villuma's Befehle und Winke zu vollziehen; der Platz und Eingang war mit Volk angefüllt; Theodor, Azili und ihre Mutter werden vorgeführt.

Anais gibt den Vestalinen ein Zeichen. Sie ergreifen Azili in der Mitte ihrer Wächter, berauben sie ihres Kranzes, ihres Schleiers und ihres jungfräulichen Gürtels; ihre langen, blonden Haare fallen auf ihre Achseln. Bei dieser Ansicht entfährt ihrer Mutter ein durchdringender Schrei. Azili hört ihn und will zu ihr fliegen, jedoch wird sie mit heiliger Grausamkeit von ihren Gespielinen daran gehindert, welche ihr erklären, daß die Bande des Blutes, und zwar durch ihre Schuld, aufgelöst sind. Blaß und leblos fällt Azili in ihre Arme.

Villuma hatte zu Gunsten der Mutter Beweggründe in Bereitschaft, die ihm überwiegend schienen. Er schmeichelte

sich, daß Billigkeit und sein Einfluß über einen leicht zu leitenden, blinden Eifer siegen würden. Er nahm die Quipo's (Denkknoten) der Gesetze zur Hand, und las mit lauter Stimme Jenes, welches Manco gegen die treulosen Priesterinen erlassen hatte, und fügte die Bemerkung hinzu, daß man aus demselben kein Wort gegen die Eltern dieser Unglücklichen auslegen könne. Er bemerkte, daß Manco's Nachfolger diese Verfügung willkührlich verschärft hätten; daß Azili's Mutter keine Schuld am Verbrechen ihrer Tochter habe, und daß ihrer Gottheit unschuldiges Blut ein Gräuel seyn müsse. „Dies Weib, sezte er hinzu, stammt aus dem Geschlechte der Capana's; ihre Pflichten als Gattin, als Mutter, als Unterthanin hat sie erfüllt; lange Zeit war sie der Gegenstand unserer Achtung und Verehrung; wer von uns wird sie, mit ihren Tugenden geziert, zum Opferaltare führen dürfen? Ihre Tugenden treten zwischen sie und die Opfermesser; sie sprechen lauter, als das Gesez, das man ihnen entgegenhält. Dies Gesez ist ungerecht; es kömmt also nicht vom Himmel."

Ein mißbilligendes Geräusch stört Villuma in seiner Rede, der aber dadurch nicht außer Fassung kömmt. Hastig nahm er wieder das Wort, versichert, das er die Gemüther beruhigen werde, sobald es ihm gelänge, vernommen zu werden.

„Ich weis, sagt er, daß es nicht an mir steht, Gebräuche zu ändern, welche Jahrhunderte geheiligt haben; ich habe euch aber sagen sollen, was ich von denselben dachte; ich habe es gethan: ihr allein habt das Recht, zu entscheiden. Ich überliefere euch diese gebeugte Mutter, und vertraue sie eurer Gerechtigkeit an. Wenn einer unter euch sich befindet, der taub ist bei der Stimme der Menschlichkeit, bei jener Stimme, die in allen Herzen widerhallt, und jenen emporhebt, der ihr sein Ohr verschließt; wen ein Peruvianer nach Blut dürstet, so trete er hervor, so trinke er das Blut des Schlachtopfers; hier ist es: ich ziehe meine schüzende Hand von ihm zurück. Aber erinnert euch, daß Capana's Blut in ihren Adern fließt, dem eure Väter die Erhaltung ihres Lebens verdanken, dem ihr euer Daseyn schuldig seyd.“

Villuma schweigt; er sieht um sich herum; die Hizigsten schweigen und sind ohne Laut unbeweglich, mit gesenktem Blicke und nasser Stirne bereuen sie eine Regung, welche ihre natürliche Güte mißbilligt; sie selbst gehen zu Azili's Mutter, und entfesseln dieselbe.

„O, ich wußte es wohl, fuhr Villuma fort, daß der Irrthum verschwinden, und die Unschuld in den Augen der Sonnenkinder stets heilig seyn würde. Führt diese Mutter

in ihre Wohnung zurück; tröstet sie, die unglückliche Mutter, und bereitet sie vor, es nicht mehr zu seyn."

Diese trauernde Mutter wendet sich gegen ihre Tochter. Man entfernt sie von diesem erschütternden Gemälde, überhäuft sie mit Beweisen zärtlicher Theilnahme; Azili's blutendes Herz lindert auf einen Augenblick ein Tropfen Hoffnungs-Balsam.

Mit Theodor's Leben nahm es der Ober-Priester ernsthafter auf. Da er schon ein Opfer gerettet, hofft er noch das zweite auch befreien zu können. Wenn er Azili der Strenge des Gesezes entziehen könnte! Dies Gesez ist aber so bestimmt, daß man es nicht zu Gunsten der Vestalin deuten kann. Das Volk hat übrigens durch sein Murren seine Anhänglichkeit an Gesez und Uebung gezeigt. Azili's Vertheidigung übernehmen, hieß eben soviel, als die Gemüther erbittern, sein Ansehen auf's Spiel sezen, und Unordnungen erregen wollen, die für die Kolonie höchst üble Folgen haben konnten, und denen er durch den Tod des jungen Mannes, den er im Grunde bedauerte, vorzubeugen hoffte. Nachdem er eine Weile nachgedacht, fand er, Azili müsse auch für ihn selbst, für das Wohl des Ganzen fallen. Die Eigenliebe hatte entschieden, und so warm er sich der Mutter angenommen, um so eifriger verfolgte er nun die Tochter. E

wendete sich zu ihr, und mit verstelltem Ernste, den die Gewohnheit erleichtert, sprach er: „Azili, du hast dein ehrwürdiges Amt entweihet; eine ruchlose Liebe hat sich deines Herzens bemeistert, du hast es selbst öffentlich erklärt; was kannst du hinzufügen?"

— Nun ich für meine Mutter nichts mehr zu fürchten habe, antwortet ihm Azili, find' ich all' meine Kraft wieder. Ich bin nicht mehr jene schüchterne Jungfrau, welche sogar deinem Stolze schmeichelte. Ich habe nichts mehr zu berücksichtigen: ich werde reden, ich werde mich vor diesem Volke vertheidigen, das sich gerecht gezeigt hat, und das noch gerecht seyn kann.

„Als ich mich dem Dienste des Altars weihete, als ich schwur, nie etwas zu fühlen, nie etwas zu lieben, wußt' ich, was ich versprach? Kaum den Händen der Natur entwunden, kannt' ich mich selbst nicht. Wenn meine Liebe ein Verbrechen ist, warum hat die schreckliche Gottheit, als ich ihre Macht versuchte, und mich zum Nichtseyn verdammte, mein pochendes warmes Herz nicht in kaltes, starrendes Eis verwandelt? Was sag' ich? Kann man diese unwiderstehliche Macht am bezaubernden Gefühle mißkennen, das mich durchdringt und wonniglich entzückt? Von welcher andern Hand konnten wir die Liebe erhalten, als von jener

der Gottheit? und mit ihren Wohlthaten würde sie sich selbst gegen mich wappnen? sie hätte mir Fallen gestellt, um mit meiner Schwachheit einen ungleichen Kampf zu spielen? Fern von uns solch' empörende Gedanken. In meinem Seyn kömmt nichts von mir, alles von der Gottheit; und wenn ich dem Drang meines Herzens folge, huldige ich der Gottheit."

„Man sagt, indem ich mein Herz einem Europäer geschenkt, hätt' ich mein Verbrechen vergrößert? Erhellt die Sonne nur das Thal von Cayambur? Sind die Menschen aller Himmelsstriche, welche ihre Strahlen erwärmt, nicht alle ihre Kinder? Antwortet mir ihr Alle, die ihr mich höret. Wenn dieser unglückliche, verfolgte, herumirrende Jüngling zu den Füßen eines unter euch gefallen wäre und gesagt hätte: „„Peruvianer! ich bin kein Bösewicht; die Spanier waren Unmenschen, willst du ihnen gleichen? Hier ist mein Haupt, es ist geächtet; ich vertraue es deiner Redlichkeit, deinen Tugenden!"" Wer von euch hätte sein Zutrauen feig mißbraucht? Wer von euch hätte nicht der ersten Regung seines Herzens gefolgt? Peruvianer, das hab' ich gethan. Ich habe diesen Unglücklichen eurer Wuth entzogen; ich habe denselben in den Grüften eurer Väter verborgen; die Unschuld fand durch mich im lezten Wohnort der Tugenden eine Zufluchtstätte."

„Nein, ich habe mein Amt nicht entweiht; ich habe die Gottheit verehrt, indem ich ihre Barmherzigkeit nachahmte. Diejenigen allein lästern sie, welche sie nach ihrem Bilde schildern, welche ihr ihre Grausamkeit leihen!“ —

Diese Rede mußte entweder alle Herzen hinreißen, oder jene Menschen noch mehr verwunden, deren Aberglaube sie geradezu angriff. Ein dumpfes Geräusch war gehört. Villuma, der den Eindruck des Augenblicks zu Gunsten der Priesterin benüzen wollte, ehe er sich über den einzuschlagenden Weg entschloß, las auf den ihn umgebenden Physiognomien nur Zorn und Unwillen. Er mußte demnach von seinem Vorhaben abstehen.

„Also, sprach er zu Azili, ist deinem Unglauben nichts mehr heilig, seitdem Gotteslästerung deine Lippen befleckt. Du bist geschaffen, um anzubeten, zu gehorchen und zu schweigen, und nicht um zu grübeln; du beschuldigst die Gottheit, daß sie für dich die Ordnung der Natur nicht umkehrte! Sie sollte, sagst du, dein ruchloses Feuer dämpfen; an dir war es, dasselbe zu bekämpfen, und nach dem Siege hätte dir die Tugend die Palme gereicht. Du bereuest es, dich dem Dienste des Altars geweiht zu haben! Welches Loos war glänzender, als das deine? Ein Werkzeug der Gottheit selbst, warst du dazu bestimmt, bis zu ihrem Throne des Volkes Ehrfurcht, Dank und Liebe zu

bringen, und so vereinten deine Hände den Himmel mit der Erde, und brachten dem Schöpfer die Geschöpfe näher. Was fehlte noch deinem Ruhme? Aber dein verwegenes Auge hat den Abstand zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer messen wollen. Du hast seinen Dienst entehrt, seine Altäre geschändet, und du forderst Gerechtigkeit vom Volke?"

„„Den Tod, den Tod,"" schrie man von allen Seiten.

Der Bliz ist nicht schneller, als die Wirkung dieses fürchterlichen Schreies auf Theodor's Sinne. Die Fähigkeiten seiner Seele waren, so zu sagen, gehemmt; er sammelte sich aber schnell wieder, weil von seiner Geistesgegenwart sein und Azili's Schicksal abhängen konnte. Er zeigte eine Ruhe, die ihm innerlich fremd war; er begehrte gehört zu werden, und obschon nicht so erfahren, als Villuma, zeigte er jedoch eben so viel Gewandtheit.

„Darf und soll ich im Augenblicke, wo das verhängnißvolle Urtheil ob mir und der Priesterin schwebt, meine schwache Stimme erheben? Durch den Ober-Priester verfolgt und schon verurtheilt, welchen Erfolg kann ich von meinen eiteln Worten erwarten? Was haben die Lebensstunden eines Unschuldigen zu bedeuten, wenn er ihnen ein

Ziel gesezt hat? Nur durch ihn sollt ihr sehen und denken. Gehorcht ihr nicht blindlings seinen geringsten Winken? Untersucht nicht, ob ein schwaches Geschöpf, ohne Waffen, ohne Mittel, gerechte Besorgnisse einflössen kann, fragt nicht ob ich Aeltern habe, und ob ich ihnen lieb und theuer bin; vergeßt, daß ihr selbst Väter seid, und daß eines Tages vielleicht eure Kinder zu Menschen flehen werden, daß man ihnen aber kein Gehör geben wird; stählt eure Herzen gegen das Mitleid, wendet das Gesicht hinweg und vollbringet das blutige Opfer.

„Wenn ihr aber zuvor bedächtet, wenn ihr nicht dem blinden Vorurtheil Gehör gäbet, aber jenen ewigen unwandelbaren Gesezen, welche zu den Menschen aller Länder und aller Zeiten sprechen, ihr würdet vielleicht auf diese Jungfrau und mich ein mitleidsvolles Auge werfen. Wer ist dieser Priester, der sich stolz zwischen den Himmel und uns stellt? Wo sind die Beweise seiner Sendung? Wenn es dem Ewigen gefällt, läßt er den Donner rollen; unsern schwachen Händen hat er ihn nicht anvertraut. Wollt ihr wissen, welche wahre Absichten eure Gottheit mit einen Geschöpfe hat, welches Vorurtheil und Irrthum zur Unfruchtbarkeit weiheten.

„Wendet hernach eure Blicke auf einen Unglücklichen, dessen Tod dieser Priester schon bereitete, eh' er ihn sah,

eh' er ihn kannte, eh' er ihn sprach; aber hört die Wahrheit, und eure Furcht wird verschwinden."

„Peruvianer, ich bin nicht unter euern Unterdrückern geboren; vor ihnen fleh ich, als ich dieses Thal betrat. Wie ihr, verabscheu' ich ihre Schandthaten; wie ihr, kenn' ich die Unglücksfälle eurer Voraltern; mehr als einmal haben meine Thränen die Blätter ihrer beklagenswerthen Geschichte benezt; mehr als einmal hat diese Hand das peruvianische Blut im Blute seiner Feinde gerächt; und ihr würdet euch gegen jenen waffnen, der euch liebte, ohne euch zu kennen; der euch diente, ohne es zu wissen? Nein....... Nein, ihr werdet uns selbst wiedergeben; ihr werdet gestatten, daß wir, fern von euch das Vergessen so vieler Leiden suchen dürfen. Im Geheimnisse eurer Freistätte besteht eure Sicherheit; es wird in meinem Busen sterben. Ich schwöre es auf Ehre, auf Natur und auf das verehrte Bildniß, das ich erblickt habe. O würdiger Las-Casas! du warst auch der Freund ihrer Väter, und doch haben sie dich nicht ermordet; sie haben deine Tugenden verehrt, deine Wohlthaten gerechtfertiget, und ihr Andenken von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt; möge dein Andenken, das ich anrufe, uns zu Hülfe kommen, und uns beschützen; möge sich das offene, gähnende Grab bei deinem Namen wieder zuschließen; möge Azili's

Leben und das meinige der Preis ihrer Erkenntlichkeit seyn!"...... Großmüthiges Volk; der tugendhafte Apostel Indiens hat seine Ansprüche auf dich nicht verloren. Peruvianer, ihr seid gerührt, erweicht...... Ah! eure Hände werden rein bleiben, und wir werden leben, um euch zu segnen!"

Wirklich hatte der Anstand dieses Jünglings, seine Vollkraft und Offenherzigkeit, so wie die Wahrheit, die in seiner Rede herrschte, Eindruck auf aller Herzen gemacht. Man sah sich gegenseitig an, war unentschlossen, und wußte nicht, was in dieser Sache zu thun sey. „Fern ein Spanier zu seyn, sagte man zu einander, erklärt er sich als ihr Feind; Cayambur's Gesetze waren ihm unbekannt; er suchte nur eine Zufluchtsstätte gegen den Tod, alles Uebrige hat das Ungefähr gethan; es wäre entsetzlich, diesen jungen Menschen zu schlachten; und es ist unbegreiflich, warum der Ober-Priester ihn so hartnäckig verfolgt."

Villuma, der leicht auffaßte, was seinen Absichten entgegengesezt, bemerkte gleich, daß das Volk zu Theodor's Gunsten gestimmt war. Die Gewohnheit der willkührlichen Gewalt, auf Gesetze oder Ueberzeugung gegründet, war Ursache, daß er jeden Widerspruch nur sehr nngeduldig ertrug; er begriff jedoch, daß, um einen allgemeinen Wunsch

mit Erfolg zu bekämpfen, man ihn Anfangs scheinbar unterstützen muß.

„Wer könnte, sagte er, diese Rührung nicht mit euch theilen? Wer könnte jener Sprache widerstehen, die zum Herzen dringt, um es zu beherrschen? Ah! das Mitleiden ist die erste der Freudən und die sanfteste Tugend. Glücklich, wer seine Seele diesem himmlischen Genusse hingeben kann! Der für sich nichts fürchtend, sich ganz dem Reiz überlassen darf, der ihn bezaubert! Der sich endlich sagen kann: Ich habe die Thränen eines Unglücklichen getrocknet, und wenn er mich auch betrügen wollte, so steht es nicht in seiner Macht! Peruvianer, ist dies eure Lage? Das muß man wenigstens untersuchen. Mein ganzes Leben habe ich eurer Glückseligkeit gewidmet. In einem Augenblick wird ein Unbekannter die Erinnerung funfzehnjähriger Arbeit nicht vertilgen, und ihr werdet zuvor euern Vater anhören wollen.“

„Dieser Jüngling hat, — sagt er, — eure Feinde bekämpft, er fliehet vor denselben und verabscheuet sie; er liebt euch, wie Las-Casas, und will euch die gleichen Dienste leisten: wo sind die Beweise seiner Thaten? worin kann er euch nützlich seyn? Jedoch will ich an der Wahrheit seiner Rede nicht zweifeln; ich vergesse die beleidigen-

den Ausdrücke, welche ihm seine unglückliche Lage in den Mund gelegt hat; ich ehre den Antheil, den er euch einflößt, und schenke ihm das Leben. Wohlan, was wird nun eure Weisheit weiter thun? Schon hat er die Besorgnisse gerechtfertigt, die ich euch heute dargestellt habe. Wenn ihr ihn in diesem Thale duldet, so sezt ihr eure Altäre, welche er mit frecher Hand angetastet hat, der Gefahr aus; so überliefert ihr seinen Begierden die Unschuld eurer Jungfrauen; und jener, der ihrer Gelübde nicht achtete, wird er eurer Frauen schonen? Wird ihm endlich eure Schwachheit alles aufopfern, Gottesdienst, Priester, öffentliche und häusliche Sitten? Ich achte euch zu sehr, um es zu fürchten.

„Ihr werdet ihn also reisen lassen, und seiner Verschwiegenheit euer Heil anvertrauen; aber die Jugend ist schwach eure Feinde schlau. Wenn ihn die Spanier beym Austritt aus diesem Thale erhaschen, und wenn sie ihn werden bestrafen wollen, weil er seine Ketten zerbrochen, wird er den Muth haben zu schweigen, da er sie zum voraus entwaffnen kann, wenn er ihnen Gold zeigt? Was sag' ich? Wird er ihnen nicht zuvorkommen, wird er sich nicht mit ihnen verbinden, um Azili's Meineid zu rächen, und wann und wo wird das schreckliche Gemezel enden? Wenn er euch auch das Geheimniß bewahrt, so müßt ihr doch stets

fürchten, daß er es verrathe. Wollt ihr also in beständiger Unruhe leben? Kann das Daseyn des Einzelnen mit dem Wohl, mit dem Frieden, mit dem Daseyn des Ganzen in eine Waagschaale gelegt werden? Ach! als die Eurapäer Millionen Menschen vertilgten, haben sie untersucht, ob sie unschuldig oder schuldig waren? Sie haben euch das Beyspiel der Grausamkeit gegeben, und ihr fürchtet, gerecht zu seyn! Die Schatten eurer Väter verlangen eure Erhaltung, und man achtet ihrer nicht; diese heiligen Schatten dringen in diese Versammlung, sie umringen die Schlacht-Opfer und sind ob eurer Unentschlossenheit und Langsamkeit empört . . . . . . Besänftigt euch, ehrwürdige Geister, eure Kinder werden eure Befehle vollziehen; noch einen Augenblick, und ihr werdet befriediget seyn."

„Die Nacht fängt an ihren düsteren Schleyer auszubreiten. Möge ihre schwärzeste Finsterniß euch das Blut verbergen, das eure weise Vorsicht vergießen wird. Geht, bereitet Alles dazu im heiligen Haine; damit eure Gottheit, wenn sie wieder ihre glänzende Laufbahn betritt, nur das Andenken der treulosen Jungfrau und ihres strafbaren Buhlen finde.«

Des Volkes Geist ist ähnlich dem Schilf, das die Winde abwechselnd peitschen, und nach ihrem Willen biegen.

Theodor wollte noch einmal sprechen; man wollte ihn aber nicht hören. Mit Stricken von Baumwolle wurde er enge gebunden, wie auch Azili, deren weiche Glieder dadurch litten. Man führte sie in den heiligen Hain und bereitete am Fuße des Grabmals, das sie — wie man sagte, — entweiht hatten, ihre letzte Qual; die Incas umgaben sie mit gespannten Bogen und gerichtetem Pfeil.

So lange ihr Schicksal noch unentschieden war, hatten Elina und Meloë noch keine Gewissensbisse empfunden; aber kaum waren diese Unglücklichen verurtheilt, so öffneten sich die Augen dieser jungen Vestalinen und bei dem ersten Ruf der Menschlichkeit erkaltete ihr grausamer Eifer. Bestürzt und reuevoll, gaben sie sich die Hände, und verfügten sich, ohne Laut, an den Ort, wo man die Schlachtopfer bewachte. In einer gewissen Enfernung blieben sie stehen und betrachteten sie mitleidsvoll.

„Da sind sie, diese Unglücklichen," sagt Elina.

— Sie sind ganz niedergeschlagen antwortet Meloë.

„Sie werden sterben."

— Und wir sind Schuld an ihrem Tode"

„Wie sie mir so gramvoll zu Herzen gehen."

— Ach! Ja . . . . es schmerzt bitter.

„Sie fallen einander in die Arme, und verbergen an ihrem Busen gegenseitig ihre Thränen und ihr Herzeleid."

— Seine Gespielin, seine Freundin dem Verderben zu überliefern? fährt mit gebrochener Stimme Meloë fort.

„Weil sie nicht unempfindlich ist?" setzt Elina hinzu.

— Die Tiger sind es auch nicht immer!

„Unglückselige, was haben wir gethan?"

— Du hast es gewollt.

„Ich glaubte meiner Gottheit gefällig zu seyn und ihr zu dienen."

— Wäre sie eine Gottheit, wenn sie nicht gut wäre?"

„Sie allein wenigstens hat das Recht zu strafen."

— Wer sind wir, daß wir uns als ihre Rächerinnen ansehen?

„Meloë, ich empfinde Gewissensbisse."

— Und ich, Elina, und ich . . . . . .

„Hast du mir weiter nichts sagen?"

— Ich möchte gerne reden, darf aber nicht.

„Was hast du von deiner Elina zu fürchten?"

— Wir werden uns einer Gefahr aussetzen.

„Nun, was hat es zu sagen? Haben wir gezögert, sie zu verklagen?"

— Du kennst die Strenge des Oberpriesters.

„Ich kenne nur die Unglücklichen, die es durch meine Schuld sind."

— Ah! ja, unsere Herzen verstehen sich . . . . Wir haben das Uebel gethan, uns steht es zu . . . . . .

„Es zu verbessern, entgegnete Elina, indem sie Meloë heftig umarmt; es verbessern, ja das müssen wir, aber welches Mittel? . . . . . .

— Ich weiß nicht, erwiedert Meloë traurig.

Und ich," fügt Elina noch trauriger hinzu.

— Sie sind verurtheilt . . . . . gebunden.

„Wohl gehütet."

— Wir wollen nachdenken, nachforschen.

„Wir können nur über den Augenblick gebieten, und ich finde nur Thränen, statt Hülfe."

— Barmherzige Gottheit, versag uns deinen Beistand nicht.

Und Beide sanken auf die Kniee, und fleheten mit emporgehobenen Händen zum Himmel.

Elina ist die ältere; rein wie der Brunnenquell, der ihre Reize erfrischt, gleicht sie der Rosenknospe, die noch kein rauher Hauch berührt hat; jedoch kann sich die Unschuld mit der Lebhaftigkeit verschwistern; die Lebhaftigkeit ist die Tochter der Einbildungskraft, und diese ist nie um Auskunftmittel verlegen. Plözlich steht Elina auf; sie äußert die Zeichen äußerster Angst; die kältere Meloë sieht sie an, und weis nicht, was kommen wird. Elina läuft zu Theodor's und Azili's Wache; ihre Schritte sind schwankend, ihr Auge trüb, ihre Brust pochend, der blaße Schein der Fackeln vollendet die Täuschung

„Sie sind eingedrungen, sagt sie mit zitternder, bebender Stimme, sie sind schon in diesem Thale."

— Wer denn? fragt der Anführer der Incas.

„Die Europäer, welche diesen Verräther verfolgen."

— He! woher sind sie gekommen? Die Wache vor der Höhle hat ihren Posten nicht verlassen.

Elina steht verblüfft da, und weis nicht, was sie antworten soll. Ihre Gespielin hat ihre Absicht errathen, und entgegnet schnell:

„Unbekannte Maschinen haben sie bis zum Gipfel des Berges erhoben; sie nähern sich .... Ich höre ihre Stimmen .... hört, hört."

Die Incas stehen verwirret da. Elina, die sich wieder gesammelt, fährt fort:

„Da sind sie, da sind sie; seht ihr sie?..... Seht ihr wie die eiserne Waffe am falben Schein des Mondes flimmert? Lauft, fliegt; versammelt euch um den Ober-Priester; kämpft, rettet euer Vaterland .... Ich sinke, ich sterbe.

— Zu Hülfe Spanier, rief der ebenfalls getäuschte Theodor, zu Hülfe, rettet Azili!

Bei diesem Schrei von der überzeugendsten Wahrheit, werfen die Incas ihre Waffen hinweg, die in ihren Händen nur eine eitele Zierde waren; sie zerstreuen sich, und bringen ganz Cayambur in Bestürzung und Bewegung.

Die, welche die Höhle bewachen, wissen nicht, was sie von der entfernten lärmenden Unordnung denken sollen: ihre Unruhe ist um so größer, als sie keinen bestimmten Gegenstand zum Grunde hat. Sie zittern für ihre Gattinen, Geliebten, Mütter, Kinder; sie stöbern ans einander, fragen, theilen die allgemeine Furcht, bringen Schrecken in die noch ruhigen Wohnungen; die Verwirrung hat den höchsten Punkt erreicht.

Einige muthige Männer, wie es deren allenthalben gibt, haben sich schon versammelt, und bilden eiuen Kreis, in dessen Mitte ihre Familien sich befinden, und sie erwarten den Tod ohne andere Hoffnung, als für ihr Theuerstes zn sterben. Feinden, die man ihnen als bevorrechtete Geschöpfe geschildert hat, die natürlich grausam sind, Alles überwinden, sogar Ungeheuer, welche unter ihnen streiten, und die nach Willkühr über den Donner verfügen, wissen sie nichts entgegen zu setzen.

Elina und Meloë haben in der allgemeinen Bestürzung Azili und Theodor entfesselt. „Benuzt den Augenblick, sagen ihnen diese jungen Vestalinen; geht, flieht, möge der Himmel euch beschützen!" — Sicher unter dem Schleier und in der Finsterniß von den Incas nicht erkannt worden zu seyn, kehren sie in den Tempel zurück.

Theodor's verzweiflungsvollste Bestürzung verwandelt sich schnell in die Hoffnung, Azili retten zu können. Eine Axt findet sich unter seinen Füßen, er ergreift dieselbe mit einer Hand, mit der andern hält, unterstüzt, trägt er die zarte Jungfrau. Der unterirrdische Gang ist sein einziger Ausweg; er glaubt, er sey gehütet; er ist aber bewaffnet unerschrockenen Muthes, und seine Gegner hat die friedliche Ruhe mehrerer Jahrhunderte erweichlicht. Entschlossen, die Axt in der Faust, den Eingang der Höhle zu erkämpfen, oder zu sterben, gelangt er mit Azili an dieselbe......, O, Ueberraschung! sie ist verlassen. „Es gibt eine Vorsehung, schrie er, der Zugang der Höhle ist frei. Fürchte nicht, in dieselbe mit mir zu dringen; die Ehre wird der Unschuld Wächterin seyn." — Ich achte, ich liebe dich zu sehr, erwiedert sie, um dich zu fürchten. — Und so dringt dies holde Paar in das Eingeweide der Erde, ohne zu wissen, was aus ihm werden wird. Für die Liebenden ist die Gegenwart Alles, Azili sieht nur Theodor dem Tode entronnen; Theodor glaubt nicht, daß die Spanier kaltblütig ein Weib ermorden können; er vergißt sich selbst, um sich nur mit ihr zu beschäftigen. „Sie lebe, wenn ich auch sterben muß," sprach er zu sich selbst, als er ihre Schritte leitete. (Beschluß folgt).

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bruckbräu, Friedrich Wilhelm,

Johann v. Nepomuk und das schöne Gold-Gretchen von München eine Erzählung

München [u.a.] 1828

P.o.germ. 119-7/9

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105633-2